Der König von Tauharawi.

Launiger Roman

in drei Bänden.

Von

Ferdinand Stolle.

Erster Band.

1857.

Prag & Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.

Vorwort.

Wenn in diesem, zuweilen selbst zu grotesker Komik sich versteigenden Romane, auch Partieen vorkommen, in welchen des Lebens ernstere Angelegenheiten besprochen werden, so ist der sich fremdartige Stoff doch auf eine Art geschieden, von welcher der Verfasser glaubt, daß sie geeignet sei, jede Störung zu vermeiden, und daß der ausgelassenste Scherz, wie der ruhige Ernst selbst, in diesem kleinen Buche wohl neben einander bestehen können.

Da der Verfasser bereits in früheren Jahren,

wo das Blut rosenlaunig durch die Adern floß, selbst in den heitersten Dichtungen nie die Gelegenheit versäumte, auch der ernstern Anschauung und Stimmung das Wort zu vergönnen, und die nachsichtige Kritik solch Verfahren ihm nie als Fehler angerechnet hat, so hofft er jetzt — fast zwei Jahrzehnte später — in dieser Beziehung auf eine umso nachsichtigere Beurtheilung.

Dresden, 27. April 1857.

D. B.

Erstes Kapitel.

Suchet einen Frühlingstag, einen recht schönen, so aus dem letzten Viertel des Maien oder dem ersten des Juni, wo das Auge sich trinkend verliert im himmlischen Blau, wo es blüht und duftet und Glockentöne wie Frühlingsevangelien durch die Landschaft ziehen — ein solcher Frühlingstag war es, als in einer reich von Jelängerjelieber umblühten Laube ein junger Mann saß, mit einem Herzen, in dem es gar nicht frühlinghaft aussah. Er hatte das Haupt trauernd auf den Arm gestützt. In der Hand hielt er einen erbrochenen Brief, dessen Inhalt also lautete:

,Mein inniggeliebter Sohn!

Fasse Dich, mein guter Sohn, denn ich schreibe mit blutendem Herzen und bebender Hand. Heute

Vormittag hat Dein zeitheriger Vormund Hornickel endlich die so lang erbetene Rechnung über die Verwaltung der kleinen Hinterlassenschaft Deines guten seligen Vaters abgelegt und zwar auf eine Art, die mir das Blut in den Adern erstarren macht. Während ich sicher darauf rechnete von Hornickel noch ein paar hundert Thaler herauszubekommen, hat mir der gewissenlose Mann auch alles zu Wasser gemacht. Seine Gegenrechnung, die er einst vor Gott verantworten möge, ist so himmelschreiend, daß sie bis auf die wenigen Thaler, die ich beilege, das erhoffte Kapitälchen auch gänzlich verschlingt. — Ach, mein Sohn, wegen mir ist es ja nicht, ich will gern mit dem mich behelfen, was meiner Hände Arbeit abwirft, aber daß Dein Studium nun unterbrochen werden muß, das bricht mir das Herz. Hätte mich der gottlose Mann wenigstens zu jener Zeit, wo Du die Universität bezogst, es ahnen lassen, daß wir nichts mehr zu verhoffen, so konntest Du einen andern Beruf erwählen — aber jetzt —! Dein gewissenloser Vormund führt in seiner Gegenrechnung einige Geldposten auf, die er unserm seligen Vater will vorgestreckt haben. Ich kann das nimmer glauben, weil der Selige mir dann gewiß davon gesagt hätte. Auch viel andere Punkte in der Rechnung kommen

mir ganz unwahrscheinlich vor. Hornickel schwört zwar hoch und theuer, daß alles seine Richtigkeit habe und er allezeit bereit sei, diese Richtigkeit vor Gericht eidlich zu erhärten. Was will ich, eine hilflose Witwe, gegen einen mit allen Advokatenkniffen ausgerüsteten Wucherer? Was vermag der Arme gegen den Reichen?' —

Das mütterliche Schreiben schloß mit den Worten: ‚Mein guter Sohn, ehe Du Noth leidest, vertraue Dich Deiner Mutter. Ich besitze noch die goldene Erbskette, das Andenken an meine selige Mutter — Ehregott, ehe Du Noth leidest — ich kann jetzt nicht weiter schreiben.'

Jedesmal, wenn die Blicke des jungen Mannes auf diese letzten Zeilen fielen, füllten sich seine Augen mit Thränen. So auch dießmal. Vergebens blühte rings der schöne Frühling. Im Herzen Ehregott's wohnte die tiefste Betrübniß. Er fühlte sich sehr unglücklich. Ein Tropfen nach dem andern perlte herab auf das Papier. Rings athmete tiefe Stille — da plötzlich, wie eine Stimme vom Himmel, zog durch die Blüten ein weicher, langgehaltener Flötenton. Wie der tröstende Gruß eines Engels legte sich dieser wunderbare Klang an das bekümmerte Herz des armen jungen Mannes. Er lauschte mit verhaltenem

Athem, und siehe, es währte nicht lang, als ein zweiter, himmelvoller Akkord durch die Blüten zitterte. Verwundert schaute Ehregott auf, seine Blicke schweiften ringsumher. Er stand auf und trat außerhalb der Laube. Ueberall war es stille, nirgend ein menschliches Wesen zu erblicken. Ehregott kehrte in die Laube zurück; sein kindlichfrommes Gemüth flüsterte ihm den Gedanken zu: sollte es ein Trost von Oben sein? Dieser Gedanke wirkte beseligend auf seine bekümmerte Seele. Ein wunderbarer Frieden kam über den Dulder. Das alte Gottvertrauen und die alte Gottergebenheit mit ihrem Segen zogen wieder ein in das geprüfte Herz. Ehregott faltete fromm die Hände, das Lächeln des innern Frieden umspielte seinen Mund und so recht vom Herzen mit seiner sonoren Stimme begann er:

‚Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herz nur kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Weltkreis lenkt,
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann.‘

Wie beistimmend wand sich abermals ein Flötenakkord durch die Blüten. Ehregott fuhr gottergeben fort:

„Dem Herrn mußt du vertrauen,
Wenn dir's soll wohlergehn;
Auf ihn nur mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn;
Mit Sorgen und mit Grämen
Und selbstgemachter Pein
Läßt Gott sich doch nichts nehmen,
Es muß erbeten sein!"

Kaum hatte der fromme Beter diesen Vers geendet, als neue Flötenakkorde wie aus dem Himmel herabklangen. Zugleich rieselten die Blätter einer jungen Rose wie ein rother Frühling auf sein Haupt hernieder. Diese so auffällige Einmischungen des Himmels ließen jetzt unsern Ehregott eine genauere Untersuchung anstellen, und so schaute er denn alsbald in ein paar große, blaue Augen, die durch die Blüten in der Decke freudig herniederleuchteten. Ehregott war mit einem Satze aus der Laube und gewahrte einen schönen Jüngling mit himmelfreundlichem Antlitz, der in kecker Jugendlust auf das Dach der Laube gestiegen und hier, in Blüten gelagert, es sich so bequem wie möglich machte. Sein Anzug bestand in einem leichten, geschmackvollen Reisekleide und in der Hand hielt er eine Flöte. Reiche goldene Locken umwogten zu beiden Seiten das herzgewinnende Antlitz.

Sowie sich der Flötenspieler bemerkt sah, war er mit einem Satze von der Laube auf dem Erdboden angelangt, und dem Ehregott treuherzig die Hand reichend, sprach er: „Danke für das schöne Lied, das mußt Du mir lernen, hörst Du!"

„O, gern," stammelte Ehregott, noch ganz verwundert ob der seltsamen Erscheinung: „das Lied hat noch viele Verse."

„Das ist schön," sprach der Flötenspieler und faßte den schüchternen Ehregott mit gewinnender Freundlichkeit unter den Arm. „Aber Du bist traurig," fuhr er, ihm in die Augen schauend, fort, „und Du bist fromm; zwei Eigenschaften, die für mich ungemeine Anziehungskraft haben. Ich will Dir einen Vorschlag machen: wir wollen Freunde sein. Willst Du?"

„Sie sind zu gütig!"

„Was da! — Sie! — Nanntest Du vorher in dem schönen Liede den lieben Gott nicht auch Du? bin ich armer Erdenwurm was beſſ'res?" —

„Je nun," — lächelte Ehregott — „mag es d'rum sein, also Du!" Er schlug mit der Hand in die dargebotene Rechte des schönen Flötenspielers.

„Und Dein Name?" fuhr der junge Fremdling fort.

„Ehregott Friedberg.“

„Ehregott? — ein schöner Name; ich heiße Fidelis. Aber Du bist traurig. Wo fehlt es, kann ich helfen?“

Ehregott, des Briefs seiner armen Mutter gedenkend, schüttelte traurig das Haupt.

„Magst mich für einen recht lustigen Passagier halten,“ lachte Fidelis, „da Du vermeinst, ich könne Dir zu gar nichts nützen. Gedenke des Sprüchleins:

‚Du sollst das kleinste Ding nicht verunehren,
Denn eine Nadel kann einen Schneider ernähren!‘“ —

„Du Glücklicher, der Du so scherzen kannst,“ seufzte Ehregott.

„Also Du hältst Dich in der That für unglücklich?“ erkundigte sich Fidelis.

„Leider muß ich es!“

„Du unglücklich? und besitzest ein so schönes Gottvertrauen? Schäme Dich! — Worin besteht denn Dein Unglück?“

„Ich bin so ganz mittellos, ganz arm.“

„Du besitzest ein solch freudiges Gottvertrauen, wie ich aus Deinem Gebete gehört habe, und nennst Dich arm? Abermals: schäme Dich! Weißt Du nicht, daß, wenn man Gott im Herzen trägt, man reicher ist als mancher, der über Millionen gebietet?“ —

Ehregott, die Wahrheit dieser Worte erkennend und dadurch wunderbar gestärkt, reichte, wie um Verzeihung bittend, seinem neuen Freunde die Hand.

„Daß mir so was nicht wieder vorkommt!“ — schalt Fidelis und seine großen blauen Augen leuchteten gar freundlich. „Doch,“ fuhr er fort, „mit trocknem Munde unterhält sich's nicht gut. Ist denn in dieser blühenden Wildniß kein Glas Wein zu haben?“

Die Laube gehörte einem öffentlichen Vergnügungsgarten an und daher konnte der Wunsch des schönen Fremdlings bald erfüllt werden. Fidelis hatte bald eine schmucke Kellnerin aufgetrieben und nach wenigen Minuten flammte und duftete ein edler Scharlachberger in den grünen Römern. — Fidelis entkorkte die Flasche mit der Gewandtheit eines Weltmannes und ließ die Perlen des Rheingaues in gold'nem Strahle in die Gläser herabfallen.

„Jetzt läßt sich's eher philosophiren,“ sprach er, mit Friedberg anstoßend, welcher in seiner Bescheidenheit ob des luxuriösen Traktaments in nicht geringes Erstaunen gerieth. Wein war dem Unbemittelten eine der größten Seltenheiten; darum wagte er den blitzenden Römer kaum zum Munde zu führen.

„Nicht genippt, wie eine Jungfrau, sondern

herzhaft zugesprochen!" mahnte Fidelis, welcher bereits beim zweiten Glase stand. „Doch jetzt" — fuhr er im milden Ernst fort — „schütte Dein Herz aus. Ich werde Dich später ebenfalls unterrichten, wer ich bin, was ich bin, warum ich hier bin und so weiter. Angestoßen, unsere neue Bekanntschaft soll leben!" Ein weicher Akkord auf der Flöte, auf welcher Fidelis Meister war und welches Instrument er stets bei sich führte, begleitete diese Worte.

Dem ehrlichen Ehregott kam alles wie ein Traum vor. Soeben vom herbsten Mißgeschicke niedergebeugt, fiel ihm mit einemmale, wie aus dem Himmel, ein Freund herab, der ihm mit jedem Worte lieber wurde und zu dem er sich immer inniger hingezogen fühlte. Eine vertrauenerweckendere Erscheinung als Fidelis konnte es auch nicht geben. Sein engelhaftes Herz stand in lesbaren Zügen auf seinem offnen gewinnenden Antlitz geschrieben. Dazu gesellte sich eine liebenswürdige Fröhlichkeit, die häufig in ausgelassene Schalkheit überging.

„Also

,Sag an Dein Sprüchlein,
Theil's uns mit!'"

munterte er den treuen Freund auf, indem er dessen Glas von neuem vollschenkte und nach seiner Flöte

griff, um nöthigenfalls in die Mittheilung Ehregott's einen passenden Akkord einzuschieben.

Die Lebensgeschichte des armen Prediger-Sohnes war die einfachste von der Welt. Bereits im Knabenalter hatte er seinen guten Vater verloren und war seine Erziehung der sanften Mutter allein überlassen geblieben. Ehregott war daher als ein ziemlich schwaches Bäumchen aufgewachsen, unfähig den Stürmen des Lebens großen Widerstand zu leisten. Der Beruf seines verstorbenen Vaters sollte auch der seine werden. Mit den besten Schulzeugnissen versehen, hatte er die Universität bezogen, wo er zu den fleißigsten und sittsamsten seiner Kommilitonen gehörte, als der oben mitgetheilte Brief seinem fernern Studium ein unaufhaltsames Halt zurief.

Von Zeit zu Zeit hatte Fidelis während der einfachen Erzählung Ehregott's sein Wohlgefallen durch Flötenzwischenspiele zu erkennen gegeben; als jedoch der Erzähler auf den heutigen Unglückstag zu sprechen kam und der Gewissenlosigkeit des Wucherers gedachte; entfuhr dem so sanften Instrument ein so greller und markerschütternder Pfiff, daß sich Ehregott unwillkürlich mit beiden Händen nach den Ohren fuhr. Zugleich war Fidelis aufgesprungen und eine Zornesflamme brannte auf seinem Antlitz.

„Der Teufel soll diesem Kerl die Laterne halten!" rief er, die Flöte in der Luft schwingend, „dieses Scheusal muß exemplarisch bestraft werden, oder ich will nicht Fidelis heißen. Dieß ist schon immer mein Sehnen und Verlangen gewesen, so eine Wucherseele durch ein siebenfaches Fegefeuer zu jagen; aber mit Humor muß es geschehen. — Doch" — fuhr er fort, nachdem er durch einen kräftigen Schluck seinen Aerger hinuntergespült — „wie konntet Ihr Euer kleines Vermögen der Verwaltung eines offenbaren Schuftes anvertrauen?"

„Der Wucherer stand bei dem Tode meines Vaters," gab Ehregott zur Antwort, „noch nicht in so üblem Rufe, als später. Die vormundschaftliche Behörde glaubte gerade in ihm den rechten Mann gefunden zu haben."

„Ein liebenswürdiger Vormund!" hohnlachte Fidelis, „eine arme Witwe und einen guten Sohn um ihre letzten paar Thaler zu bringen! Ist es denn möglich? Laufen wirklich solche moralische Krüppel und Auswüchse in Menschengestalt umher? Muß sich nicht die Sonne schämen, solche Schandgesellen zu bescheinen?"

Nachdem Ehregott mit seiner Lebens- und Leidensgeschichte zu Ende, reichte ihm Fidelis theilnehmend

die Hand. „Dort oben," sprach er, nach dem blauen Himmel zeigend, „wohnt jemand, der helfen kann und helfen wird. Nur dürfen wir selbst die Hände dabei nicht in den Schooß legen. Im Traume gibt es der Herr freilich nicht. Wir müssen selbst dazuthun, unser Glück zu erbauen. — Doch," fuhr er nach einer Pause fort, „was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Daher vernimm jetzt auch meinen Lebenslauf. Er ist etwas buntfarbiger, als der Deine, und hört sich darum auch etwas unterhaltender an. — Mein Vater, ein Engländer, so was man einen Lord nennt, ein reicher Mann; meine Mutter, (hier nahm er ehrfurchtsvoll sein Mützchen ab) ein Musterbild aller Frauen, war eine Deutsche. Von ihr hab' ich das Herz ererbt, von dem Vater die Grillen und Schrullen, die mir zuweilen durch den Kopf fahren. Um nicht als ein total einseitiger Mensch auf diesem Erdball umherzuspazieren, hab' ich so ziemlich in alle Töpfe geguckt, worinnen die Wissenschaften gebraut werden, freilich nicht allzutief. In Oxford studirte ich Theologie, in London etwas Juristerei und Medizin. Mein Hauptfach ist jedoch die Philosophie, weniger in der Theorie, als in der Praxis. Du wirst fragen, was ich mich im guten Deutschland herumtreibe? Auch das sollst Du hören. Als ich in

Oxford über der Lehre von den Engeln saß, trat mir plötzlich ein solcher, aber ein irdischer, entgegen, so daß ich sofort alle himmlischen Engel auf sich beruhen ließ und den Spuren des Erdenengels folgte. Er hatte in der Taufe den Namen Jenny erhalten und war ein so bemerkenswerth liebenswürdig Kind, daß es mir total den Kopf verdrehte. Ich hielt um die Hand dieses Engels an, stieß aber auf bedeutende irdische Hindernisse.

„Jenny's Vater, ein Murrkopf, wie es in England und auf dem Kontinente keinen zweiten gibt, von dem sich kein Mensch zu entsinnen vermochte, daß er jemals gelacht habe, lachte mit einemmale laut auf, als ich mit meinem Heiratsprojekte vor ihn trat. Ich hielt dieses Lachen anfangs für eine gute Vorbedeutung, wurde aber bald eines Bessern belehrt. Nachdem ich meinen Antrag möglichst stylisirt vorgebracht hatte, lachte, wie gesagt, der alte Murrkopf, daß die Wände zitterten. Seine Antwort stand jedoch mit dieser Heiterkeit in durchaus keinem Zusammenhang. ‚Milchbart!‘ rief er. ‚Heiraten? ein Mädchen wie die Jenny? Wissen nicht, daß für eine freie Britin solch Anerbieten eine Beleidigung? Sprechen von standesgemäßem Auskommen? Der Teufel hole einen Freier, der weiter nichts zu bieten

hat. Und was haben zu bieten? Was haben gelernt, was haben gethan, was haben erfahren? Nichts von alledem! Und heiraten, den eheherrlichen Schlafrock ziehen, die philiströse Zipfelmütze aufsetzen, Abends im Klubb Triktrak spielen und über die Weltbegebenheiten kannegießern? Pfui! — Man fahre ein paarmal um die Welt, damit man sehe, ob sie auch wirklich rund ist, wie die Gelehrten behaupten. Man schlage in den lithauischen Wäldern ein paar Bären todt; man erlege einen bengalischen Tiger; man befördere das Gute, bekämpfe das Schlechte, kurz man leiste Etwas als Mann, dann frage man an, denn nur ein Mann verdient eine Frau!" — Also sprach der Alte und ließ mich wie aus den Wolken gefallen stehen. Ich wollte in der ersten Desperation die Erde gegen die Sonne sprengen wie einen Billardball. Als sich das nicht sogleich bewerkstelligen ließ, nahm ich eine etwas gesetztere Positur und ward nachdenklich. Das Resultat dieses Nachdenkens war, daß der alte Smith, so heißt mein Schwiegervater in spe, nicht so Unrecht habe. Bei noch längerem Nachdenken kam mir mein Heiratsantrag selbst lächerlich vor. Es wurmte mich, vor dem alten Meergeusen — Papa Smith hatte vierzig Jahre auf dem Meere zugebracht — in so unvortheilhaftem Lichte

erschienen zu sein. Ich mußte die Sache wieder gutmachen; und ließ mich nochmals melden. Als dem Alten mein Name genannt wurde, ließ er mir durch den Portier sagen: Er wäre nicht zu Hause. Ich ließ ihm zurücksagen, ich wüßte recht gut, daß er zu Hause wäre, er solle mich also vorlassen. Er ließ mir wieder sagen: Mich sollte der Teufel holen, wenn ich den Worten eines alten Matrosen nicht glauben wolle. Ich ließ mich indeß nicht werfen. Der Portier mußte nochmals Rechtsumkehrt machen mit den Worten: ‚Ich wolle n i c h t heiraten.‘ Jetzt war der Alte zu Hause und ich kam vor. Sein Antlitz war finster wie ein heraufziehendes Gewitter. ‚Was soll's?‘ frug er barsch, ohne mich niedersetzen zu heißen. ‚Ich wollte Ihnen nur sagen, verehrter Herr Smith, daß Sie Recht haben.‘ ‚Ist mir nichts neues,“ war die Antwort. — ‚Ich will jetzt noch nicht heiraten‘ — ‚Mir einerlei!‘ — ‚Später aber möcht' ich's nicht verreden.‘ — ‚Ist Seine Sache!‘ — ‚Herr Smith‘ — fuhr ich beherzter fort — ‚geben Sie mir ein P r o g r a m m, wie ich draußen in der Welt mich zu verhalten habe, um Ihrer und Fräulein Jenny würdig zu werden. Sei es noch so halsbrechend, ich führe es aus. Geh' ich darüber zum Kukuk, je nun, da haben Sie wenigstens meinen guten Willen

gesehen.' — Der Alte, welcher schon geraume Zeit die Thürklinke in der Hand hielt, um sich und mich zu verabschieden, zog den Arm zurück und machte eine Achtelswendung gegen mich, der ich mitten in der Stube stand. Ich bekam dadurch noch mehr Muth und fuhr fort: ‚Herr Smith, mehr können Sie doch von einem künftigen Schwiegersohne nicht verlangen, als daß er sich Ihren weisen Anordnungen völlig unterwirft. Jakob diente sieben Jahre um Rahel, ich will auch um Jenny dienen.' ‚Von Dienstbarkeit kann bei einem freien Briten keine Rede sein,' sprach Herr Smith, ‚sondern von freiem Handeln.' ‚Dieß will ich ja' — fiel ich rasch ein — ‚sagen Sie mir nur um Gotteswillen, was ich handeln soll? Kurz, geben Sie mir ein Programm!' ‚Der freie Brite schreibt sich selbst sein Programm,' sprach der Seemann. ‚Ganz schön,' gegenredete ich, ‚wenn ich älter bin und Erfahrung habe, will ich mir auch mein Programm schreiben; aber jetzt, wo ich als thatenlustiger Jüngling vor dem ehrfurchtgebietenden und erfahrungreichen Alter stehe, da ist es gewiß keine Schande, wenn ich mir einige Anha tepunkte erbitte.' — Der Alte that, als wenn er wenig von meinen Worten vernommen, trat an ein Fenster, das er aufmachte, legte sich halben Leibes hinaus und that,

als wenn ich gar nicht zugegen wäre. Da stand ich, und war schon im Begriff mich von meiner jugendlichen Heftigkeit hinreißen zu lassen, als Herr Smith sich wieder hereinbeugte mit den Worten: ‚Man hole sich das Programm heute Nachmittag sechs Uhr.‘ — Wer war glücklicher als ich. Ich wollte meinem künftigen Schwiegervater die Hand küssen, aber er liebte dergleichen Herzensergießungen nicht, nickte kurz mit dem Kopfe und war verschwunden. Punkt sechs Uhr Nachmittags hielt ich das merkwürdige Dokument, sauber auf Pergament geschrieben, in den Händen. Darauf standen sieben Arbeiten verzeichnet, nicht Arbeiten des Herkules, sondern Aufgaben, die meinen künftigen Schwiegervater gewiß in keinem unliebenswürdigen Lichte zeigen. Jetzt passe auf, Ehregott, und vernimm, was ich alles zu bewerkstelligen habe, bevor ich um Jenny's Hand anhalten darf.

„Erstens muß ich auf sieben der höchsten Berge der alten und neuen Welt ein Gebet zu Ehren des Höchsten verrichten, und zwar in Europa auf den Alpen und den Pyrenäen, in Afrika auf dem Atlas und dem Tafelberge, in Asien auf dem Libanon und Himalaja und in Amerika auf den

Anden. Auf all diesen Gebirgen muß ich mir stets die höchste ersteigbare Stelle aussuchen.

„Zweitens habe ich an den Grabstätten von sieben großen Sterblichen, bei jedem einen Lorbeerkranz niederzulegen. Auf diesem erhabenen Gottesacker ruhen Luther, Columbus, Guttenberg, Kepler, Washington, Joseph II. und Mozart.

„Drittens habe ich sieben der großartigsten Bauwerke zu besteigen und daselbst zu Ehren des menschlichen Genies ein Glas Champagner zu leeren. Diese sieben Bauwerke sind der straßburger Münster, die Peterskirche, die Pyramide des Ceops, der Tempel zu Carnac, der Stephansthurm, das Kapitol zu Washington und der Porzellanthurm zu Nanking.

„Viertens soll ich einen Blumenstrauß pflücken von sieben der schönsten Erdenblumen; und zwar eine Mandelblüte vom Fuße des Aetna; eine Rose aus den Gefilden von Saron; eine Lilie aus den Gärten des Serails; eine Lotosblume von den Ufern des Ganges; eine Aloë aus dem Flußgebiete des Ohio; einen Becher der Wüste aus der Sahara und ein Veilchen aus dem Herzen von Deutschland.

„Fünftens: Aus einem beliebigen Sklavenstaate sieben Sklaven freimachen.

„Sechstens: Sieben Unglückliche zu glücklichen Menschen umschaffen: und endlich

„Nummer Sieben: Habe ich einen notorisch schlechten Menschen auf humoristische Art durch ein siebenfaches Fegefeuer zu jagen.

„Dieß sind," fuhr Fidelis nach einer Pause, während dem sich Ehregott über diese sonderbaren Aufgaben nicht genug verwundern konnte, fort, „meine sieben Arbeiten des Herkules. Die Zeit der Ausführung ist nicht bestimmt. Also, will ich bald damit fertig werden, muß ich ungesäumt dazuthun. Darum bin ich vor allen Dingen nach Deutschland übergefahren und in diesem herrlichen Lande ehegestern angelangt. Um meine Arbeiten nach einem gewissen System vorzunehmen, will ich mit den schwierigen Aufgaben zuerst beginnen. Auch haben die sieben Unglücklichen zuerst Anspruch auf meinen Beistand. Glaubst Du wohl, Ehregott, daß ich in Deutschland sieben Unglückliche zusammenbringe?"

Der Gefragte lächelte schmerzlich. Er mochte denken: „Sitzt Dir nicht ein Unglücklicher in nächster Nähe?" Aber Fidelis war anderer Meinung.

„Ich sehe," sagte er, „aus Deiner sauersüßen Miene, daß Du Dich selbst unter die Klasse der Unglücklichen zählest. Du bist, mein Freund, im Unrecht!

Ein junger Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, ist nicht unglücklich zu nennen, sobald ihm im Leben etwas die Quer geht. Einiges Hin- und Herschütteln von Dem, was die Thoren Schicksal, die Vernünftigen Vorsehung nennen, gereicht dem Betreffenden in der Regel zum Heil. Wenn das Leben ohne Sturm, Schloßen und Gewitter vorüberzöge, ein ewigblauer Himmel herniederlächelte, würden die am Staube klebenden Sterblichen denken, es müsse so sein. Sie würden die Hände in den Schooß legen und den lieben Gott einen frommen Mann sein lassen. Entweder würden sie übermüthig sich die Köpfe einrennen, oder die angeborne vis inertiae würde ihr verderblichstes Spiel treiben. Nein, wer schwimmen lernen will, muß mit Händen und Füßen arbeiten, sonst sinkt er unter. Also Dich, mein guter Friedberg, zähle ich durchaus nicht zu den Unglücklichen und schon aus dem obenangeführten Grunde nicht, weil Du ein freudiges Gottvertrauen Dir bewahrt hast. Dieses freudige Gottvertrauen ist die alleinigbeste Magnetnadel im Sturme des Lebens. Mögen die Wellen verderbendrohend über unserm Haupte zusammenschlagen, es zeigt stets nach o b e n, wo unser herrlicher Vater wohnt!"

„Also nicht Du," fuhr er fort, „bist unglücklich,

wohl aber Deine gute Mutter. — Eine arme Witwe, die am Abende ihres Lebens noch so hart geprüft wird, kann man wohl den Unglücklichen beizählen. Sie muß gerettet werden. Sie soll mein Register eröffnen. Ich erscheine dabei zugleich als galanter Mann, indem ich mit dem schönen Geschlecht den Anfang mache. Stoß' an, alter Junge, Deine brave Mutter soll leben!"

„Von ganzem Herzen!" rief freudestrahlend Ehregott und wäre dem Fidelis vors Leben gern um den Hals gefallen, hätte ihn seine alte Schüchternheit nicht zurückgehalten.

Die grünen Römer klangen aneinander; die goldene Flut duftete lieblich, während vom alten Apfelbaum der letzte Rosaschnee herniederrieselte und aus einem benachbarten Buschwerk ein Finke durch seine schmetternden Fanfaren unverholen anzeigte, daß er auch ein Wort in den Frühling zu reden habe.

„Dieser Finke ist ein prächtiger Kerl," — sprach Fidelis — „ich muß ihn akkompagniren." Er ahmte auf der Flöte den Finkenschlag nach. Der kleine Frühlingssänger aber ließ sich nicht werfen und schmetterte nur um so kecker. „Wie der Mensch so ein Ungethüm sein kann," — sprach Fidelis — „solch liebenswürdig Geschöpfchen, von Gott für den blauen

Himmel und grünen Wald geschaffen, in einen Zwangstall zu sperren. Hätte ich was zu befehlen, müßte jeder, der zu seinem Pläsir einen Vogel einsperrt, selber brummen, damit er erfahre, was es heißt: einem Geschöpfe seine Freiheit nehmen. — Sieh' nur, Ehregott, wie das vom Apfelbaume herabregnet. Da ist mir so ein Frühlingsgruß in das Glas gefallen. Beim blauen Himmel dort oben, beim Gold der Sonne, es war kein übler Gedanke von Gott, als er dieses Deutschland erschuf. Angestoßen, Studiose, Deutschland soll leben!"

„Und alle gute Menschen," fügte der Ehregott hinzu, „die in diesem Lande wohnen!"

„Gute Menschen?" rief Fidelis aufspringend, „die sollen nicht bloß in Deutschland, die sollen überall hochleben, soweit der Sonnengott seinen Wagen zieht . . und die Welt ihr blaues Zelt spannt. — Doch, auf das Programm meines künftigen Schwiegervaters zurückzukommen, glaube ich — wie heißt der Schuft, der Deine Mutter um ihr Alles gebracht hat?"

„Apollonius Hornickel!"

„Richtig, also dieser Apollonius Hornickel scheint ganz von dem Holze und dem Schlage, wie Herr Smith ihn sich wünscht. Ich muß ihn durch sieben

Fegefeuer jagen. Sag' mal, hat der Kerl Geist, Verstand —?"

„Im Gegentheil," versetzte Friedberg, „es ist der dümmste und eingebildetste Mensch, den es geben kann. Dazu die raffinirteste Selbstsucht, Geizhals, Wucherer, aller Barmherzigkeit bar, ehrsüchtig. — Ich könnte die haarsträubendsten Geschichten erzählen, wie er arme Leute aufs Blut gepeinigt."

„A la bonheur!" nickte behaglich Fidelis, „dieser Braten wird immer fetter und die Lust ihn anzuschneiden immer lebhafter. Welches sind sonst seine Verhältnisse? Hat es ein weiblich Wesen übers Herz bringen können, diesem Lumpe ihre Hand zu reichen?"

„Leider," erwiederte Ehregott, „gab es eine solche Unglückliche. Indeß erlöste sie der Himmel nach wenig Jahren, indem er sie zu sich nahm. Man erzählt, daß Hornickel seine sanfte Gattin durch Geiz und Eifersucht zu Tode gepeinigt habe."

„Du bist küssenswerth, Ehregott, für Deine Mittheilung; dieser Kerl wird immer unbezahlbarer!"

„Die Verstorbene," fuhr Friedberg in der Lebensbeschreibung von Apollonius Hornickel fort, „hinterließ ein Töchterlein, das zur rosigen Jungfrau herangeblüht, aber ebenfalls höchst unglücklich ist."

„Schon wieder eine Unglückliche! — Das fleckt ja recht — doch was frag' ich — die Tochter eines solchen Vaters! — Wie heißt das arme Kind?"

„Tugendreich —"

„Tugendreich! wo Teufel hat der Bösewicht diesen Namen her?"

„Er ist von der Mutter."

„Ah so!"

„Wenn es schon ein Unglück ist, einen solchen Vater zu besitzen, so soll das arme Kind auch noch gezwungen werden, einem ungeliebten Manne, bloß weil er sehr reich ist, ihre Hand zu reichen, während sein Herz einem Andern gehört."

„Und dieser Andere nennt sich Ehregott Friedberg? — hab' ich nicht recht?"

„Nein, Fidelis", lächelte der Erzähler, „aber ich kenne ihn genau. Es ist mein Schul- und Universitätsfreund Moritz Bachmann, ein prächtiger Junge, den leider sein Vater mit Gewalt zum Studiren gezwungen, ohne daß er die geringste Lust dazu hat. Wenn er nur das Wort ‚Pandekten' aussprechen hört, schüttelt es ihn, wie's kalte Fieber."

„Aber er muß doch was werden?"

„O ja! aufs Schiff will er, aufs Meer, fremde Länder, andere Welttheile sehen."

„A la bonheur!“

„Nach Indien steht sein Sinn; dort draußen will er sich soviel Vermögen ansammeln, um seine geliebte Tugendreich dereinst als Gattin heimführen zu können.“

„Sieh' — sieh'! Und da kommt ihm der reiche Freier in die Quer?“

„So ist es! — In der edlen Juristerei hat er es bei allem Mangel an Lust natürlich auch zu nicht viel gebracht. Wo die Liebe fehlt zu einem Berufe, ist es eine traurige Sache. Dazu geht ihm die qualvolle Lage der Geliebten im Kopfe herum. Moritz, obwohl die gutmüthigste Seele von der Welt, kommt gleichwohl aus studentischen Händeln nicht heraus. Ein ebenso abgesagter Feind der Rechtsgelahrtheit, ist er ein umso entschiedener Freund des Rechts, und darum mit der Klinge sofort bei der Hand, wo es gilt, eine Ungerechtigkeit gutzumachen. Moritz steht daher bei den akademischen Behörden nicht zum besten angeschrieben.“

„Hör' mal, Ehregott,“ sagte Fidelis, nachdem er aufmerksam zugehört, „Dein junger Freund gefällt mir. Auch diesem Manne muß geholfen werden, indem man ihm eine Lebensbahn anweist, zu welcher er Lust und Liebe hat. Wie manche schöne Geistes-

kraft verkümmert, lediglich, weil sie sich in einer Sphäre bewegt, wo sie sich nicht naturgemäß entwickeln kann. Darum Schmach den Eltern und Erziehern, die aus Eitelkeit und Selbstsucht ihre Pflegbefohlenen auf einen Boden verpflanzen, wo oft die herrlichsten Anlagen verkümmern und verkrüppeln. Wo weder Geist noch Liebe zum gelehrten Stande vorhanden, da lasse man in Gottes Namen ein Handwerk lernen. Ein tüchtiger Handwerker, der seine Sache erlernt hat, ist zehnmal mehr werth, als ein untüchtiger Gelehrter! Wer Lust und Anlage dazu hat, der werde ein Schneider, ein Faßbinder, ein Tischler, u. s. f.; das sind alles der menschlichen Gesellschaft ebenso unentbehrliche, wie ehrenwerthe Gewerbe. Niemand schäme sich doch desjenigen Standes, den ihm der liebe Gott durch die verliehenen Kräfte angewiesen hat. Die Hauptsache ist, daß das, was man lernt, man ordentlich lernt. Darin besteht die Ehre, man sei Schuhmacher, Maler, Baumeister oder Minister. Wenn also Freund Bachmann zur Rechtsgelahrtheit schlechterdings keine Lust hat, soll er diese Wissenschaft getrost zu allen Teufeln jagen. Vielleicht daß ich dem braven Jungen bei einem andern Lebensberufe unter die Arme greifen kann. Bevor ich mich jedoch um diesen Feind juris utriusque und sein Liebchen,

dolorosa Nummer zwei, bekümmern kann, ist vor allen Dingen die wahre mater dolorosa, Deine gute Frau Mutter, zu berücksichtigen. Ihr muß der schmerzliche Stachel, den ihr der unbarmherzige Hornickel ins Herz gestoßen, herausgezogen werden. Jede Stunde Verzug ist Sünde. Ich werde Dir also, Ehregott, passe wohl auf, einen Vorschlag machen."

Friedberg that Herz, Mund und Ohr auf, soweit er konnte. Fidelis fuhr fort:

„Obschon ich die Mittel in Händen habe, Dich fortstudiren und Dir Unterstützung zukommen zu lassen, bis Du auf eigenen Füßen stehen kannst, so halte ich es doch für gerathener für Dich und für mich, daß Du — wie alt bist Du?"

„Einundzwanzig Jahre!"

„Gut, daß Du die Theologie ein Jahrlang an den Nagel hängst und Dich einwenig in der Welt umschaust. Du bist aus dem engen Horizonte Deiner Vater- und der Universitätsstadt nicht herausgekommen. Das ist nicht gut. Ein Mann, der dereinst von der Kanzel die Herrlichkeit Gottes verkünden will, muß diese Herrlichkeit auch in etwas größerem Maße, als das bei einem engbeschränkten, bürgerlichen Dasein möglich ist, erschaut haben. Wenn Du die Gipfel des Himalaja im Abendgolde hast

leuchten sehen; wenn Dein Ohr vernommen hat den Donner des Niagara; wenn Du am Strande des Weltmeers lustgewandelt und bunte Muscheln gesucht hast; wenn eine andere Sternenpracht über Deinem Haupte geleuchtet, die Palmen Südamerika's Dich umschattet, die Veilchengefilde Afghanistans Dir gedüftet haben: dann kannst Du in der kleinen Dorfkirche, die Dir der Himmel vielleicht dereinst beschieden, von der Herrlichkeit Gottes singen und sagen. Auch ist es für den Prediger und Seelsorger, der zu den Herzen der Gemeinde sprechen soll, nützlich und angenehm, wenn er nicht bloß die Sitten und Gebräuche, die Geister und Herzen seiner nächsten Landsleute kennengelernt, sondern wenn er sich überzeugt hat, wie die Kinder Gottes der entferntesten Zonen denken, empfinden und handeln; wenn er wahrnimmt, wie Gott sich unter keinem seiner Himmel verleugnet, sondern immer derselbe allliebende Vater ist. — Darum ein Vorschlag, lieber Ehregott: Du nimmst auf ein Jahr (— länger will ich Dich Deiner Theologie nicht abspänstig machen —) die Stelle eines Hofmeisters, Reisebegleiters, Gesellschafters, eines Major Domus, wie Du willst, bei mir an und studirst einwenig praktisch Theologie oder Gotteswort, wie er es in seiner großen Welt aller-

wegs in großen und kleinen Buchstaben geschrieben hat. — Ist das Reisejahr geendet," schloß Fidelis seinen Antrag, „und Du bist unter Gottes Schutz wohlbehalten zurückgekehrt, so stell' ich Dir als Lohn für die gehabte Bemühung eine Summe zur Verfügung, welche hinreichen wird, Deine Studien con amore zu beendigen. Deine Mutter erhält für die Erlaubniß, Dich reisen zu lassen, eine lebenslängliche Pension, welche sie gegen allen Mangel sicherstellt, selbst für den Fall, daß es dem himmlischen Vater gefallen sollte, Dich während der Reise zu sich zu nehmen, was wir nicht hoffen wollen."

Fidelis zog aus seiner Brusttasche ein Portefeuille und zeigte ein kleines Papier vor. „Diese Banknote," sprach er, „welche Deiner Mutter sofort zugestellt wird, sobald ich Deine und ihre Genehmigung zur Reise habe, wird hinreichen, das Alter der guten Frau vollkommen sicherzustellen. Jetzt überlege meinen Antrag. Ich will Dich nicht überrumpeln. Prüfe Dich, ob Du Lust in Dir fühlst, auf meinen Vorschlag einzugehen. Ich gebe Dir zwei Stunden Bedenkzeit, welche ich benutzen will, mit meiner Flöte die blühende Gegend zu durchblasen. Binnen zwei Stunden kann der Mensch sich hinreichend Audienz geben und Entschlüsse fassen. Also à

revoir!" — Mit diesen Worten war der junge Brite in den angrenzenden Gebüschen verschwunden und man vernahm verhallende Flötentöne durch die Blüten ziehen.

Da saß Ehregott Friedberg, der vor kurzem so unglückliche Studiosus der Gottesgelahrtheit, und wußte nicht, ob er wache oder träume; ob nicht ein neckischer Kobold seiner Phantasie einen Streich gespielt. Er betastete sich Kopf und Stirn, besah sich die nächste Umgebung. Da stand die Laube, in die er sich geflüchtet, um mit seinem Kummer allein zu sein. Da stand das Restlein Dünnbier, das er sich in der alleinigen Absicht hatte verabreichen lassen, um in einer öffentlichen Wirthschaft wenigstens etwas zu verzehren. Da stand die ziemlich geleerte Flasche mit herrlichem Rheinwein, die Fidelis bestellt und nobel bezahlt hatte; und der britische Genius selbst, fort war er mit seiner Flöte. — Noch stand der schöne Jüngling mit seinen blauen Augen und blonden Locken vor ihm; noch klang der liebe Ton der Rede in sein Ohr. Das war kein Traum. Friedberg mochte sich Kopf und Stirn reiben, soviel er wollte.

Unser junge Freund faltete darum seine Hände und sein Auge füllte sich mit Thränen.

„Wenn es Gottes Wille wäre," sprach er leise,

„wenn er diesen Weg gewählt hätte, meine arme Mutter und mich zu erretten" — und wieder klang, wie eine Stimme von oben, das alte Lied durch seine Seele:

,Weg bist Du allerwegen,
An Mitteln fehlt Dir's nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Hoff', o bedrängte Seele,
Hoff' und sei unverzagt;
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großer Gnade rücken,
Erwarte nur die Zeit,
So wirst Du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'!"

Er schenkte sich das Restlein Wein in das Glas, das er gegen den blauen Himmel emporhielt. „Ich fahre mit um die Welt!" rief er begeistert, „die Sonne scheint überall segnend herab, warum soll ich sie mir nicht einmal betrachten, wenn sie über Palmenwäldern steht oder sich im Weltmeere spiegelt. Mein Mütterchen wird anfänglich den Kopf schütteln zu meiner Weltfahrt; aber ihre Einwilligung schenken, sobald sie den herrlichen Fidelis erschaut hat. Ach, wenn er doch schon da wäre, daß ich ihm dankend um den Hals fallen könnte."

Ehregott, trunken von seinem Glücke, lief die stillen, mit rothem Sande bestreuten Gänge des Lustgartens wie träumend auf und ab. Er hätte die ganze Welt umarmen mögen. Der ungewohnte Wein that auch das Seine, ihm alles im rosenfarbensten Lichte erscheinen zu lassen. Plötzlich wieder fuhr ihm ein giftiger Stachel durchs Herz. Es war der — Zweifel, dieser Bringer bittrer Schmerzen.

„Und wenn der schöne Jüngling gleichwohl nur seinen Scherz mit Dir getrieben hätte? Wird sich ein reicher, junger Engländer um einen armen deutschen Studenten der Theologie bekümmern! Und am Ende war es gar kein Engländer. Er sprach ja deutsch, wie gedruckt. Wer weiß, in welchem Reisewagen der junge Herr bereits sitzt und sich ins Fäustchen lacht ob des leichtgläubigen, einfältigen Ehregott?"

Der böse Geist des Zweifels war unermüdlich in seinen Beweisgründen. Er peitschte den armen Friedberg von einem Ende des Gartens zum andern. Erschöpft sank endlich der Halbverzweifelte auf eine Gartenbank, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Da nahte wieder der Engel der Zuversicht und des Glaubens, richtete das bekümmerte Herz auf und träufelte Gottvertrauen hernieder.

„Nein, Ehregott," — flüsterte der Engel —

„jene blauen Augen, jener liebliche Mund, jene holde, herzgewinnende Rede gehörten keinem Wesen an, das im Stande gewesen, sich mit einem Unglücklichen einen Scherz zu erlauben. Vertraue jenen blauen Himmelsblumen. Sie leuchteten Wahrheit und keine Lüge. Vertraue ihnen und Dir wird wieder wohl werden!“ — Zu gleicher Zeit erhob, keine zehn Schritt entfernt, ein Vöglein seine Frühlingsstimme und schmetterte so gott- und gewißheitselig in die blaue Welt hinein, daß Ehregott gestärkt aufsprang und kindlich vertrauend sein Geschick in die Hände des himmlischen Vaters legte.

Ein Stündchen mochte verflossen sein, als der Student nach unterschiedlichen Spaziergängen durch die Parkanlagen des Gartens wieder bei dem Tischlein im Grünen anlangte, wo er mit Fidelis gezecht hatte. Er versuchte, ob noch ein paar Tröpflein in der Flasche befindlich, und war im Begriff, solche in das Glas tröpfeln zu lassen, als durch den lebendigen Gartenzaun eine Stimme die Worte rief: „Alle Teufel, Frieder, lebst so herrlich und in Freuden?“

Ehregott setzte etwas erschrocken die Flasche hin. Aus Ton und Anrede erkannte er sofort den Rufer. Es war niemand anders als Moritz Bachmann, der

mit Turnergeschicklichkeit über den dornenvollen Zaun kletterte.

„Du wirst die Kleider zerreißen!“ mahnte Ehregott, „wozu ist das große Gartenthor da?“

„Ich liebe die Umwege nicht,“ erwiederte Bachmann, „und auf ein Loch im Aermel kommt mir's nicht an, jetzt zumal, da es dem hochweisen, akademischen Senat gefallen hat, mir auf ein Jahr das Konsil zu geben.“

„Ein Jahr Konsil! heiliger Himmel, was wird Dein Vater sagen?“

„Ich habe ihm bereits geschrieben, daß ich ihn binnen wenigen Tagen zu umarmen hoffe.“

„Das wird eine schöne Umarmung werden! Aber ich finde die Strafe ausnehmend hart.“

„Jeder Kommilito findet das,“ sprach Moritz, „aber weil meine ehrliche Quarte zufällig das Milchgesicht von des Rektors Neffen zeichnete, mußte es das Konsil sein. Sonst thaten es drei Wochen Karzer. Aber Schwerenöther,“ fuhr der Konsilirte fort, sich die geleerte Flasche betrachtend, „Du lebst herrlich und in Freude, welch Fest feierst Du? Dein Geburtstag ist im September, soviel ich weiß.“

„Ach, alter Bach,“ — dieß war Bachmann's Studentenname — „mir ist es wunderbar gegangen

in den letzten vierundzwanzig Stunden, seitdem wir uns nicht gesehen."

„Wunderbar gegangen?"

„Ja, traurig und freudig. Doch bevor ich Dir alles erzähle, sage, was willst Du jetzt anfangen? Dein Vater wird Feuer und Flammen spucken."

„Da er kein privilegirter Vulkan ist," versetzte Moritz, „wird der Ausbruch nicht zu arg werden. Auch gedenke ich, in Kirchberg ungestörter der Jurisprudentia mich hingeben zu können, als auf der Universität, wo es an Abhaltung und Zerstreuung nicht fehlt. Vielleicht, daß wenn ich der alten Mamsell etwas ernster in die Augen gucke, ich am Ende doch noch einige Rudera ihrer Reize entdecke, die mich fesseln. Ich habe das alles meinem Alten so hoffnungsreich und appetitlich, wie möglich, auseinandergesetzt, so daß ich hoffe, der Feuer- und Aschenregen des Vulkans wird so toll nicht werden. Alsdann weiß ich Tugendreich in der Nähe, und wenn sie mich nicht zum Fleiße begeistert, wer vermöchte es auf der Welt! Auch bürge ich dafür, daß, solange ich mich in Kirchberg befinde, der nichtswürdige Leim- und Hefenfabrikant den Engel nicht zur Frau bekommen soll. — Doch jetzt erzähle, Ehregott, was mit Dir vorgegangen; je länger ich Dich betrachte,

desto mehr verändert kommst Du mir vor; und welch Bewandtniß hat es mit dem Wein? — alle Hagel, Scharlachberger! — Frieder, was ist mit Dir? Hast Du in der Lotterie gewonnen? Aber ich denke, Du spielst nicht?"

Ehregott reichte statt aller Antwort den Brief seiner Mutter hin. Bachmann durchlas denselben.

„Hah, dieser Schurke," rief er, „das ganze Bißchen Vermögen verschlungen. Hoffentlich, daß einst der Teufel die Geldstücke, um welche dieser Bösewicht bereits so viele arme Leute betrog, ihm geschmolzen in den Rachen gießt."

Nachdem er den Brief zu Ende gelesen, fuhr er fort: „Also auch mit Deinem Studium aus, armer Freund? Und deßhalb trinkst Du Scharlachberger; ergibst Dich dem stillen Soff, ohne mich einzuladen? Eine solche Desperation, eine solche kühne That hätte ich Dir frommem Gemüthe gar nicht zugetraut. Aber sie freut mich, sie zeigt mir, daß an Dir noch nicht alles verloren, daß aus Dir noch etwas werden kann!"

„Nein, Bach!" sprach der Frieder lächelnd, „Du urtheilst falsch; höre mich an, was mir wunderbares begegnet ist."

Er nahm bei diesen Worten den aufhorchenden

Freund am Arm und die einsamen Schattengänge auf- und abwandelnd, theilte er das soeben erlebte Abenteuer mit. Nachdem er zu Ende und auf dem Antlitze Bachmann's Erkundigungen einzog, welchen Eindruck seine Wundermär daselbst wohl hervorgebracht, konnte sich der Freund kaum des lauten Auflachens enthalten.

„Sancta Simplicitas!" rief er, „armer Frieder, bist Du so gänzlich mit dieser schwindelhaften Welt unbekannt, daß Du nicht einsiehst, wie Du das Spielwerk des ersten besten Komödianten geworden bist? Wer weiß, welcher entlaufene Harlekin aus irgendeiner Bereiterbude sich ein Späßchen mit Dir armem Jungen gemacht hat. Bist Du gewiß, daß der Kerl den Wein auch bezahlt hat?"

„Das hat er," gestand Ehregott traurig, der durch des Freundes Rede aus allen Himmeln gefallen war.

„Das ist mir lieb," meinte Moritz, „sonst würdest Du schließlich bluten müssen. Dieses Bezahlen ist wenigstens ein Beweis, daß Du in die Hände eines gutmüthigen Abenteurers gefallen bist."

Die Heiterkeit Bach's erreichte einen noch höhern Grad, als ihm Ehregott noch mittheilte, wie der

junge Brite auch für Moritz die wohlwollendsten Absichten an den Tag gelegt habe.

„Das ist ja ein Universalgenie," lachte der Konsilirte, „der für alles Rath weiß. Nein, guter Frieder, auf solche Genies wolle ja keine Häuser bauen, sondern denke lieber nach, welchen Lebenspfad Du jetzt einschlagen willst, nachdem Dich der kirchberger Schurke der Mittel beraubt hat, Deine Studien fortzusetzen. Ich könnte Dir zwar ein paar Unterrichtstunden zuweisen, mit denen kümmerlich durchzukommen wäre, aber es ist das ein Hundeleben. Wir müssen für etwas bess'res sorgen!"

„Wie danke ich Dir, edler Freund!" sprach Ehregott, indem er Moritz gerührt die Hand drückte, „Du, selbst vom Mißgeschick verfolgt, gedenkst gleichwohl des armen Freundes. Aber sage mir, wie kamst Du eigentlich hierher?"

„Ich hatte Dich bereits überall gesucht. Da blieb keine andere Wahl, als Elisens Ruhe. Ich bin nämlich Egoist. Du sollst mir einen Liebesdienst erweisen und einen Brief an meinen Vater schreiben, worin Du ihm die Ungerechtigkeit meines Konsils handgreiflich zu Gemüthe führst. Ich weiß, er gibt auf Dich, als ein Muster der Solidität, viel. Zudem hast Du die Feder in der Gewalt, einen Phi-

lister windelweich zu machen und entschieden 'rumzukriegen. Mache ihm namentlich begreiflich, daß ich zu Hause, im stillen friedlichen Kirchberg, binnen einem Jahre mehr lernen könnte, als in der geräuschvollen Universitätsstadt in zweien."

Ehregott versprach, den Brief an Bachmann's Vater zu schreiben, als mit einemmale die bekannten Flötentöne wieder vernehmbar wurden. Er sprang freudig in die Höhe.

„Da ist mein Fidelis wieder! Siehst Du, Bach, wie unrecht Du dem braven Jüngling gethan."

In der That trat auch der Genannte nach wenigen Minuten aus dem Strauchwerk. Er ging, die Flöte spielend, an den beiden Studenten vorüber, kehrte nach wenigen Schritten wieder um und blieb vor Moritz stehen. Seine großen blauen Augen schauten dem Studenten frei ins Antlitz.

„Diese steile Quart hier, diese zwei liebenswürdigen Terzen," sprach er, auf einige bereits gut geheilte Schmarren in Bachmann's Gesicht deutend, „zeigen mir an, daß ich Herrn Moritz vor mir habe, den Feind utriusque!"

„Richtig gerathen, Herr Engländer," gab Bachmann zur Antwort, dem die interessante Erscheinung gar wohl behagte, der in seiner Ehrlichkeit aber doch

nicht umhin konnte, dem jungen Fremdlinge treuherzige Vorwürfe zu machen, wie er habe mit seinem Freunde so unzeitige Scherze treiben können, zumal dieser vom Mißgeschick ohnehin hart genug heimgesucht werde.

„Ihr sehet so allerliebst ehrlich aus, lieber Herr Engländer, oder wer Ihr seid," — sprach er — „da ist es nicht hübsch, mit dem Unglücke meines armen Freundes Scherz zu treiben. Wenn mein Ehregott in guten Verhältnissen lebte, wollt' ich nichts sagen; ein Scherz muß sein in dieser prosaischen Welt — aber so —"

Fidelis schaute Freund Moritz wo möglich noch größer an.

„Wer sagt Euch denn, weiser Mann, daß ich gescherzt habe? Noch so jung und auch schon das Vertrauen zu guten Menschen verloren? — Ei, ei! Aber Ihr gefallt mir, gefallt mir umsomehr, weil Ihr Euch mit ehrlichem Gemüthe des Freundes annehmet. Hier, meine Hand — auch wir wollen Freunde sein!"

— Moritz, der sich noch immer nicht von dem Gedanken zu trennen vermochte, daß Fidelis ein luftiger Abenteurer, schlug gleichwohl ein.

„Ihr seid und bleibt ein Spaßvogel," sprach er.

„Ein Spaßvogel? o ja! wie es die Gelegenheit mit sich bringt; aber nie ein Spaßvogel, der mit dem Unglücke Spaß treibt. Merkt Euch das, Herr Studiosus!“

Bachmann wurde durch diese, ziemlich ernst ausgesprochenen Worte doch etwas stutzig; Fidelis aber, in seine gewohnte heitre Laune übergehend, sagte: „Mit trockner Lippe kann ich das nicht alles auseinandersetzen. Hoffentlich, daß die ruhende Elise noch ein Fläschchen im Keller hat.“

Die Kellnerin, welche durch das klingende Geschenk bei der ersten Flasche für den nobeln Gast bereits gewonnen war, eilte dienstfertig den Gang daher. Fidelis bestellte ein neues Bouquet Scharlachberger, setzte sich auf die benachbarte Bank und versuchte einige Flötenakkorde.

„Es geht nicht,“ sprach er, „meine Lippen sind von dem Umherlaufen so trocken, daß ich keinen Ansatz finde. — Nun, Freund Ehregott,“ fuhr er, zu diesem gewendet, fort. „Die zwei Stunden sind um, hast Du Deine Entschließung genommen, ob Du mit mir um die Welt fahren willst?“

Friedberg, durch Bachmann zaghaft gemacht, erwiederte, daß er recht gerne bei der Fahrt wäre, falls der Herr Brite es im Ernste meine.

„Donner und Doria!" fuhr jetzt Fidelis auf, „hat mir dieser Pandektarius auch meine treue und gläubige Seele wankend gemacht? — Was ein freier Brite versprochen, das hält er. Wollt Ihr in Eurer blöden Zweifelsucht das Glück, so Euch der Himmel durch mich beut, von Euch stoßen? Noch ein Wort des Kleinmuths, der spießbürgerlichen Aengstlichkeit, und ich entfliehe, wie ich gekommen. So beherzigt zum Teufel die Worte Eures herrlichen Dichters:

‚Aus dem Himmel muß es fallen,
Aus der Götter Schooß herab'" —

Moritz stand jetzt auf und reichte dem jungen Briten von neuem die Hand.

„Ich hielt Euch —" sprach er in seiner treuherzigen Art — „zeither für einen vagabondirenden Schauspieler, für ein auf den Hund gekommenes Genie; jetzt bemerke ich zu meiner Verwunderung, daß etwas mehr dahintersteckt. Darum nicht für ungut, wenn ich Euch vorhin einwenig koramirte."

„Bravo, Herr Moritz, so laß ich mir's gefallen;" sprach Fidelis, „ich sehe, wir werden uns vertragen. Aber jetzt nehmt Platz, wir haben viel mit einander zu plaudern. Du, Ehregott, setzest Dich mir gegenüber, Herr Moritz zur Seite."

Mit diesen Worten hatte der Blondgelockte die

Gläser von neuem gefüllt und sie klangen lieblich aneinander.

„Ein famoses Weinchen —“ sprach Bachmann als Kenner, indem er die holdseligen Perlen des Rheingaus schlürfend prüfte.

„Jetzt, vor allen Dingen, meine Freunde,“ hub Fidelis an, „macht mich zuvörderst mit dem Terrain bekannt, auf welchem ich meine sieben Arbeiten des Herkules zu beginnen gedenke. Was ist Euer Kirchberg für ein Ort, was für Ebenbilder Gottes wandeln daselbst auf und ab, und vor allem eine Lebensbeschreibung und getreues Konterfei jenes Hornickels, jenes alten Sünders, mit welchem ich meine Arbeit beginnen und den ich, zur Strafe für seine Missethaten, schon auf Erden durch ein siebenfaches Fegefeuer zu treiben gedenke.“

„Hornickel'n durchs Fegefeuer!“ rief Bachmann mit Begeisterung, in die Höhe springend, „himmlischer Gedanke! herrlicher Herr Fidelis, wenn ich da helfen könnte!“

„Darum bitte ich eben, Freund Moritz —“ sprach der Brite.

„Ich kenne den Kerl durch und durch,“ fuhr Bachmann fort, „und weiß um viele seiner Schurkereien.“

Fidelis nickte beifällig und die beiden kirchberger Pflanzen mußten jetzt ausführlichere Mittheilungen über die Zustände ihrer Vaterstadt und hauptsächlich über Apollonius Hornickel machen, welchem der erste Hauptangriff bei den Arbeiten des Herkules zugedacht war.

Zweites Kapitel.

Lange hat man die Bewohner des Städtleins Kirchberg nicht in solcher Aufregung gesehen, als am Tage nach Bartholomäi, wo die Wahl des dritten Rathsmitgliedes, des sogenannten Baumeisters, welche Stelle unlängst durch den Tod war erledigt worden, vor sich gehen sollte. Es war dieses Amt, neben dem des Burgemeisters, im Rathskollegium das einträglichste, weil alle städtischen Bauten und die damit verbundenen Akkorde, Einkäufe und Lieferungen in die Hand des Baumeisters gelegt waren.

Die Anzahl der Bewerber um dieses Amt war darum nicht unbedeutend. Als eifrigster unter allen Bewerbern stand aber dießmal Apollonius Hornickel obenan, welcher alle Minen hatte springen lassen, um — wie er sich ausdrückte — als Hecht in die-

sen fetten Karpfenteich einzulaufen. — Nächst diesem pekuniären Interesse war es zugleich eine Ehrensache, daß Hornickel auf dieses Amt brannte, weil er bereits unterschiedlichemal als Kandidat einer Rathsstelle das Mißgeschick hatte, durchzufallen. Der Geizhals war daher dießmal ganz aus sich herausgegangen und hatte selbst ansehnliche Opfer nicht gescheut, seinen Zweck zu erreichen. Dem Strumpfwirker Raabe hatte er drei Monate Gestundung hinsichtlich einer zurückzuzahlenden Schuld gegeben; dem Tischler Haberkorn ein Prozent Zinsen erlassen; dem Beutler Gerstenberger das kleine Kapitälchen nicht gekündigt, obschon der Zinsentermin bereits acht Tage vorüber, ohne daß Gerstenberger sich gerührt hätte; und so mit vielen Andern; allerdings nur unter der Bedingung, daß man ihm die Stimme zum Baumeister gebe.

Vermöge dieser unterschiedlichen Wahlumtriebe und Bestechungen war es auch wirklich Hornickel'n gelungen, eine Anzahl Stimmen für sich zu gewinnen. Der Wucherer war daher seiner Sache ziemlich sicher und träumte sich bereits als der Herr Baumeister von Kirchberg. Sein Hauptmitbewerber um die bewußte Stelle war der Lohgerbermeister Hantusch, zugleich ein erklärter Feind von Hornickel'n.

Letzterer gefiel sich daher ungemein in dem Gedanken, diesen verhaßten Gegner dießmal urkräftig aus dem Sattel zu heben.

Der Rathskeller von Kirchberg war an dem wichtigen Tage, obschon es Werkeltag, ausnehmend voll von Besuchern, alles stimmberechtigte Bürger, die das Wahlgeschäft zugleich benutzten, einen Krug Bier zu leeren und so das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Beide Gaststuben waren überfüllt, die Deckel der Bierkrüge klirrten und der Kellerpachter Greifenhahn hatte ob dieser Fülle durstiger Gesichte sein freundlichstes Wirthsantlitz herausgesteckt. Herr Greifenhahn war ein Mann, von dem die böse Welt zwar behauptete, es rapple zuweilen mit ihm, der aber seine Stellung als Wirth ganz artig ausfüllte. Wenn es die schlechten Zeiten einigermaßen zuließen, war Greifenhahn, stets guter Laune, bemüht, seine Gäste nach Kräften zu unterhalten. Er gefiel sich gern in einem Späßchen und ließ auch einen Spaß mit sich machen. Wenn die Gäste des kirchberger Rathskellers, was nicht selten vorkam, über die zu hohe Preiscourante Klage führten, ließ sie Greifenhahn räsonniren und lachte dazu. Dieses Lachen versetzte dann die Besucher noch mehr in Wuth. Das Ende vom Liede aber war, daß die

Tadler endlich selber über den närrischen Kauz lachen mußten. Man konnte dem Greifenhahn nicht gram werden und gehörte es auch zu den anerkennungswerthen Eigenschaften dieses Wirthes, daß er für die Eleganz seines Gastlokals bestens besorgt war. Namentlich war Greifenhahn ein großer Bilderliebhaber, und kein Jahrmarkt ging ins Land, wo er nicht den Bildermann in Nahrung gesetzt und die Wände seiner Gaststuben mit neuen Bildnissen geschmückt hätte. Greifenhahn war ferner Politikus, wußte, wie es in der Welt aussah, und gehörte der konservativen Partei an. Er hatte nämlich mit den Demokraten, die zwar seinen Saal wiederholt zu Versammlungen benutzt, aber nichts dafür bezahlt, zu bittere Erfahrungen gemacht. Auch für die heutige Wahl interessirte sich Greifenhahn lebhaft. Er war ein entschiedener Hantuschianer und wollte von der Erwählung Hornickel's durchaus nichts wissen. Wo er ein frisches Glas Bier einer durstenden Seele vorsetzte, waren seine Worte: „Nicht wahr, es bleibt bei Hantusche? Niemand eignet sich besser.“ Auch hier war wohl sein Wirthsinteresse nicht ganz außer Spiel. Hantusch gehörte zwar nicht zu den Stammgästen des Rathskellers, aber kam doch hin und wieder und ließ etwas aufgehen, was bei Apollonius Hornickel'n nie

der Fall war. Sogar bei dem Kantoreischmause, der im grauen Monate November abgehalten wurde und welcher das einzige Fest war, welchem Hornickel im Laufe des Jahres beiwohnte, brachte er eine Flasche schlechten Krätzer aus dem eigenen Keller mit, und Greifenhahn behauptete, der Wucherer habe sogar einigemale das übliche Stöpselgeld zu bezahlen vergessen. Ward also Hantusch Baumeister, so war für den Kellerwirth eher Aussicht, daß das neue Rathsglied öfterer die Gaststube besuchen werde, um sich für die bevorstehende Rathssitzung zu stärken. Darum Greifenhahn's stereotype Frage: „Nicht wahr, es bleibt bei Hantusche?"

Nachmittag Eins mußte die Wahl entschieden sein, und die Spannung der auf dem Rathskeller versammelten Bürgerschaft wuchs von Stunde zu Stunde.

Am meisten aber beschäftigte an jenem verhängnißvollen Vormittage diese Wahlangelegenheit Herrn Apollonius Hornickel selber. Er hatte heute für nichts anderes Sinn und schritt in großer Aufgeregtheit seine Stube auf und ab. Obschon er seiner Wahl, da er alle Minen der Bestechungskunst hatte springen lassen, ziemlich gewiß, so war er doch auch nicht ganz ohne Besorgniß, daß die Hantuschianer ebenfalls

gewühlt haben könnten. Je länger er sich aber düstern Zweifeln hingab, desto unbehaglicher ward seine Lage. Endlich siegte wieder sein Vertrauen auf die große Zahl der bestochenen Stimmabgeber.

— „Ich sehe eigentlich nicht ein," sprach Apollonius, „warum ich mich so abrackere und echauffire. Denke ich nüchtern über die Sache nach, kann mir die Stelle nicht entgehen. Ich habe zu gut manövrirt. Stimmt nur die Hälfte der Meinigen für mich, fällt Hantusch mit Glanz durch!"

Sein Faktotum, Elias Fischel, trat jetzt ins Gemach. Dieser Elias Fischel war ein merkwürdiges Geschöpf, halbtaub und ein durch die Wuchervirtuosität Hornickel's bereits seit Jahren völlig herabgekommener Krämer. Nachdem der arme Teufel so weit ruinirt war, daß der Wucherer aus ihm nichts mehr herausquetschen konnte, nahm er ihn als Laufbursche, Stiefelputzer, Agent und Exekutor in seine Dienste.

Letzteres Amt hatte Hornickel eigens für Fischeln erfunden. Da Apollonius die Erfahrung gemacht, daß er auf gerichtlichem Wege gegen säumige Schuldner nicht viel ausrichte; dieses Verfahren ihm auch viel zu weitläufig und langwierig war, hatte er sich seine eigene Methode erdacht, seinem Gelde beizukommen.

Er schickte Fischeln. Dieser mußte mahnen, aber auf eine Art, die den hartnäckigsten Schuldner endlich zur Verzweiflung brachte. War der Termin zur Bezahlung der Zinsen und sonstiger Gelder gekommen, erschien Fischel bei dem Schuldner im Auftrage seines Prinzipals und verlangte Zahlung. Erfolgte diese nicht sofort, erschien Fischel, war er den Vormittag dagewesen, den Nachmittag wieder. Bekam er da auch nichts, stellte sich der unermüdliche Exekutor den nächsten Vormittag wieder ein. War nichts, kam er den Nachmittag. So ging das fort, Tag für Tag, Woche für Woche, mit einer Beharrlichkeit, mit einer Zähigkeit, die, wie gesagt, dem hartnäckigsten Schuldner endlich die Haare zu Berge trieb. Alle Schimpf- und Scheltworte, die vonseiten der gepeinigten Schuldner oft hageldick regneten, rührten Fischeln nicht. Sein taubes Ohr kam ihm hierbei trefflich zustatten. Dieses hielt er mit einem Stoizismus ohnegleichen allen Schimpfreden, Verwünschungen und Verfluchungen hin, daß selbst dem keifendsten Weibe endlich die Zunge lahm wurde; weil die beleidigendsten Ausdrücke, die beschimpfendsten Redensarten an diesem tauben Ohre, wie an einem Felsen, abprallten. Bemerkte endlich ein tobender Schuldner, daß auf dem einen Ohre Fischeln nicht beizukommen, und wollte

er in das andere schreien, sah er mit Entsetzen dieses mit einem dicken Baumwollenstöpsel ebenfalls vermauert! Als die hornickel'sche Mahnmethode den Leuten noch etwas neues war, flog der unermüdliche Mahner wiederholt aus den Stuben heraus, die Treppen hinunter, was ohne Beulen und blaue Flecken selten ablief. Hornickel protokollirte zu Hause sorgfältig jede Kontusion, die sein Bote erhalten, ward klagbar, und in der Regel bekamen diejenigen, die sich in ihrer Desperation an Fischeln vergriffen, für Kurkosten, Schmerzengeld, an Strafgeldern und Gerichtskosten mehr zu bezahlen, als die ganze Schuld betrug. Fischel in seinem Mahnberufe war zugleich sehr bescheiden. Hatte er zum Beispiel die Summe von zehn Thaler beizutreiben, nahm er mit einer Abschlagsumme von acht Groschen, ja vier Groschen vorlieb; aber Nachmittags oder den nächsten Tag war er wieder da. Mancher unglückliche Schuldner suchte sich vor Fischeln dadurch zu retten, daß er sich einschloß und den fürchterlichen Mahner nicht hereinließ. Half alles nichts. Fischel nahm einen Stein und klopfte mit einer Beharrlichkeit

„die Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann,"

so lange an die Haus- oder Stubenthür, oder das

Fenster, daß der Belagerte endlich verzweifelt aufsprang, den letzten Groschen oder sonst einen Gegenstand von Geldeswerth krampfhaft ergriff, um den nervenzerstörenden Pocher wenigstens für den Augenblick zur Ruhe zu bringen. Fischel betrachtete dann kopfnickend das erhaltene Geldstück, oder was man ihm gegeben, trabte ab, aber des Nachmittags war er wieder da. Auf diese Art war dieser Harthörige der Schrecken für alle, die in Hornickel's Schuldbuche standen, und für Letzteren selber ein unschätzbares Kapital. Außerdem mußte Elias Fischel für seinen Herrn, welcher Lotteriekollekteur war, Lotterielose in Stadt und Umgegend verbreiten. Er bekam eine gewisse Anzahl Lose, die er binnen acht oder zehn Tagen untergebracht haben mußte, wo nicht, setzte es Keile! — In solchem Grade hatte sich der Wucherer den armen harthörigen, physisch und geistig herabgekommenen Mann unterwürfig gemacht. Nächst dem Amte eines Exekutors und Lotterieloskolporteurs besorgte Fischel auch noch das Auslaufen, war Wichsier und Kleiderausklopfer in dem hornickel'schen Hause und genoß für diese unterschiedlichen Aemter und Würden freie Wohnung, Kost und Kleidung. An einen Gehalt war nicht zu denken. Die freie Wohnung bestand in einer schlechten Dachkammer, ohne

Ofen und ohne alles Meublement. Ein schlechtes Bett und ein hölzerner Schemmel waren die ganze Herrlichkeit. Mit der Kost war es nicht besser bestellt und der arme Elias hätte manchmal halbverhungert seinen Geschäften nachgehen müssen, wäre nicht die sanfte Tugendreich, die siebzehnjährige Tochter Hornikkel's, der Engel gewesen, der ihm heimlich Eßwaaren zusteckte, weil der gestrenge Vater von solchem Samariterthum schlechterdings nichts wissen wollte. Hinsichtlich der Kleidung konnte Fischel getrost in jedes Krautfeld zum Schutze gegen die Spatzen und Elstern gestellt werden. Denn da er die abgetragenen Röcke, Westen und Unaussprechlichen seines wohlbeleibten Prinzipals erhielt und er von eigener Person sehr dünn und dürftig war, so entwickelte sich an Fischel's Leibe ein höchst eigenthümlicher Faltenwurf. Eine hornikkel'sche Weste ward ihm zur umfangreichen Jacke ohne Aermel; ein hornickel'scher Leibrock aber zu einem weitläufigen Talar, den er ebenso gut als Karbonari verwenden konnte.

Dieses beklagenswerthe Faktotum des reichen Wucherers war von Grund aus gutmüthig, doch durch die lieblose Behandlung seines Brotherrn nach und nach zu völlig willenlosem Individuum herabgesunken. Kein Leiden seiner Mitmenschen rührte ihn; jede Freude

derselben ließ ihn theilnahmlos. Sein ganzes Leben selbst war so verödet, daß er einem seelenlosen Amphibium gleich dahinwandelte. Nur ein einziges Wesen gab es, das wie ein Stern in dunkler Nacht dem Armen leuchtete und auch in ihm die Ahnung eines höhern Lebens nicht ganz entschwinden ließ. Es war das bereits wiederholt erwähnte Töchterlein des reichen Hornickel. Während die ganze schuldenbelastete Welt von Kirchberg den entsetzlichen Exekutor wie die Pest floh; während er als fortwährender Nietenverkünder — Hornickel's Kollekte ward von Frau Fortuna wahrhaft stiefmütterlich bedacht — sich keines freundlichen Gesichts zu erfreuen hatte; während er vermöge seiner wellenschlagenden hornickel'schen Garderobe der Spottlust der gesammten Schul- und Gassenjugend zur Zielscheibe diente, war Tugendreich das einzige Wesen, das nicht finster und argwöhnisch und menschenfeindlich zu ihm aufschaute, sondern freundlich zu ihm redete, dem von aller Welt Geflohenen Trost zusprach, ihn unterstützte, wo es immer ihre schwachen Kräfte erlaubten. Die Verehrung des armen, halbtauben Elias für seine schöne Wohlthäterin grenzte dafür auch bis zur Anbetung. Das Mädchen hätte können zu ihm sagen: „Fischel, thu'

mir den Gefallen und springe ins Wasser," der Arme hätte sich keinen Augenblick besonnen.

„Lauf Er mal nach dem Rathhause," sprach Hornickel zu Fischel, der eben ein paar frischgeputzte Stiefeln neben den Armstuhl seines Prinzipals gestellt hatte, „und sehe Er, wie die Wahl steht? Sie muß bald entschieden sein."

Elias wollte sich dem erhaltenen Befehle gemäß auf den Weg machen, als der Bock der Eitelkeit und Hoffart den Wucherer so kräftig in den Nacken stieß, daß er Fischeln, der bereits die Thürklinke in der Hand hatte, zurückrief.

„Was glaubt Ihr wohl, Fischel, werd' ich dießmal Baumeister werden?"

Der Gefragte schaute mit sehr gleichgiltigem Gesicht zu dem Frager auf und sprach: „Das versteht sich!"

Hornickeln klangen diese Worte sehr angenehm; doch ließ er sich von seiner innern Befriedigung nichts merken und frug nur: „Warum versteht sich das, Fischel?"

„So ein Mann!" sprach das Faktotum.

Fischel erschien durch seine Rede heute dem Prinzipal ordentlich liebenswürdig. Hornickel fuhr in seinem Examen fort.

„Und hinsichtlich Hantusches glaubt Er nicht, daß dieser gewählt wird?"

„Bewahre!"

„Hieraus ginge hervor, daß mein Einfluß bei der Bürgerschaft überwiegend?"

„Und ob!"

Hornickeln ward immer behaglicher und selbstgefälliger zu Muthe. Er hätte nicht geglaubt, daß Fischel, mit welchem er beständig im Kriege lebte, sich so entschieden zu seinen Gunsten aussprechen würde.

„Woher weiß Er denn," fuhr er fort, „daß ich dießmal so große Hoffnung zur Baumeisterstelle habe?"

„Ich denke mir's."

Diese letztere Antwort klang weniger annehmlich in Hornickel's Gehörorgane wieder. Er wußte, daß es mit Fischel's Denkvermögen das Große nicht war. Er frug daher weiter: „Weßhalb denkt Er sich das? Hat Er mit Bürgern über diese Angelegenheit gesprochen?"

„Fällt mir nicht ein!"

Nach diesem offenherzigen Bekenntniß fiel Hornickel in seine alte Brutalität zurück.

„Er ist ein Esel, weiß Er das?"

„Die Leute sagen's," gestand der Exekutor.

Hornickel ward ob dieses beispiellosen Gleichmuths immer wüthiger.

„Mach' Er, daß Er fortkommt, und berichte Er sofort das Ergebniß der Wahl!"

Fischel stürzte ab und Hornickel erhielt Muße, über seine dießmal so begründeten Hoffnungen die geeigneten Betrachtungen anzustellen.

Die schöne Tugendreich trat jetzt in das Zimmer und bat um den Schlüssel zur Vorrathskammer. Der entartete Vater war so argwöhnisch, daß er der eigenen Tochter nicht traute und daß er selbst die für die Wirthschaftsführung unentbehrlichsten Schlüssel nicht aus den Händen gab.

„Wozu?" frug er mürrisch.

„Ich bedarf trockenes Gemüse."

„Hier der Schlüssel, aber man beeile sich. Apropos," fuhr er fort, „Du weißt, daß ich heute wahrscheinlich Baumeister werde."

„Die Leute sprechen davon," erwiederte das Mädchen.

„Sollte mich die Wahl treffen, was nicht zu bezweifeln — wenigstens habe ich zu Ehren meines Hauses kein Opfer gescheut, die Bürgerschaft mir günstig zu stimmen, so ist dieß zugleich eine Veranlassung, daß Du Dich künftig mehr von dem

Pöbel zurückziehst. Du nimmst als Tochter eines Rathsherrn eine weit höhere und darum gemessenere Stellung ein. Da ist vor allen Dingen nöthig, daß Du den Umgang mit Deiner zeitherigen Genossenschaft, die Dir nicht mehr ebenbürtig, abbrichst."

„Das wird mir recht schwer werden, lieber Vater!"

„Ueberhaupt," fuhr Hornickel fort, „mußt Du Dir Dein zeitheriges pöbelhaftes Benehmen, gegen das ich so oft gepredigt, ganz abgewöhnen."

„Pöbelhaftes Benehmen?" frug verletzt die Jungfrau.

„Ich meine Deine große Leutseligkeit und Freundlichkeit gegen jedermann. Das schickt sich nicht. Du bist die Tochter des reichen Hornickel, der aller Wahrscheinlichkeit nach heute noch Rathsmitglied wird, was hast Du als solche mit dem gemeinen Nachbarvolke zu schaffen? Auch zur alten Friedberg läufst Du noch immer, obschon ich Dir's verboten habe."

„Sie war die vertraute Freundin meiner seligen Mutter."

„Was da, ich erlaub' es aber nicht. Sie ist ein hochfahrend Weib. Will mit nichts den Herrn Sohn studiren lassen."

„Die arme Frau ist jetzt so unglücklich."

„Was da unglücklich! Wollte zu hoch hinaus. Hochmuth kommt vor dem Fall.“

Hornickel war mit seiner Ermahnungsrede, auf daß die Tochter ein stolzeres Benehmen gegen die Leute annehme, noch nicht zu Ende, als auf der Gasse ein ungewohntes Hin- und Widerlaufen vernehmbar ward.

„Alle Wetter,“ rief der Baumeister in spe, indem er ans Fenster eilte, „die Wahl muß zu Ende sein. Richtig, dort kommt auch Fischel. Sein Schritt ist belebt. Er bringt frohe Botschaft. Also endlich doch durchgesetzt. Nun, Jungfer, wie gefall' ich Dir als Baumeister? He? Also jetzt höhere Saiten aufgezogen, Jungfer, und namentlich strenger gegen das Bettelvolk. Kannst auch heute eine Flasche Wein auftragen, aber von dem leichten, den ich als böse Schuld angenommen. Es will sich schicken, daß der neue Baumeister sich sehen läßt.“

Tugendreich, nach der erhaltenen Vermahnungsrede, theilte keineswegs das Vergnügen ihres Herrn Vaters. Sie hatte sich das schönste Erbtheil von ihrer seligen Mutter treu bewahrt. Es waren fünf Perlen von unschätzbarem Werthe. Sie hießen: Einfalt des Herzens, Demuth, Sanftmuth, Frömmigkeit und Gottvertrauen. Die Standeserhöhung ihres

Vaters, weit entfernt, bei ihr Freudigkeit zu erwecken, erfüllte ihr Herz mit Trauer. Es war gewiß, daß ihr Vater jetzt umsomehr darauf bestehen werde, daß sie den Umgang mit einigen ihrer liebsten, obwohl ärmeren Freundinnen werde abbrechen müssen. Sie verließ schweren Herzens das Zimmer, während Fischel keuchend die Treppe heraufstürmte. Als er seinem Engel begegnete, machte er energisch Halt, hielt den Athem an und ließ das Mädchen ehrfurchtsvoll vorübergleiten. Hierauf stürzte er in Hornickel's Zimmer, wo er sich kerzengerade aufpflanzte.

Hornickel breitete die Arme aus.

„Sei Er mir dießmal vor allem willkommen, froher Bote!" sprach Apollonius salbungsreich; „als Belohnung für die frohe Botschaft, die Er mir bringt, soll Ihm auch nächste Weihnacht dieser mein leibhaftiger Rock werden, den ich gegenwärtig auf dem Leibe trage, ein Meisterstück, noch nicht die Hälfte abgetragen, wie Er sieht."

Fischel wendete bei diesen Worten sein hörfähiges Ohr hin, um anzudeuten, daß er sie nicht hinreichend verstanden. Hornickel erhob daher gewaltig seine Stimme und wiederholte: „Diesen Rock hier soll Er bekommen zu Weihnacht für die angenehme Nachricht."

„Angenehme Nachricht?" frug der Halbtaube. „Wie so angenehme Nachricht?"

„Daß ich Baumeister geworden bin."

„Baumeister! Wie so Baumeister?"

„Es ist zum Auswachsen mit solch taubem Rindvieh!" rief Apollonius und schrie Fischeln ins Ohr: „Wie viel Stimmen hatte ich denn?"

„Stimmen?" frug der Angeschrieene. — „Fünf oder Sechs."

„Was schwatzt Er? Bei dreiundvierzig Wahlmännern?"

„'S ist nicht anders — der Hantusch ist's."

Hornickel packte bei diesen Worten Fischeln an der Brust und schüttelte ihn aus Leibeskräften.

„Ich zerreibe Ihn, Elender!" schrie er.

„Sie reiben nicht mehr heraus. Fünf oder Sechs."

„Das ist nicht möglich! Sein Gehör hat Ihm wieder einen Streich gespielt. Zwanzig bis fünfundzwanzig Stimmgeber hatten mir mit Hand und Wort zugesagt."

Fischel zuckte mit den Achseln. „Das kann wohl sein," sprach er, „aber gestimmt für den Herrn Prinzipal haben ein halb Dutzend. Hantusch ist mit Sechsundzwanzig gewählt."

Der aus allen Himmeln gefallene Baumeister

sank in seinen Lehnstuhl, wo er eine Zeitlang in dumpfem Brüten verharrte.

Endlich brach der Vulkan los. Hornickel tobte wie ein angeschossener Eber das Zimmer auf und ab, daß Fischel wie behext von einer Seite zur andern sprang, um dem Wüthenden nicht in den Wurf zu kommen. Der durchgefallene Baumeister schonte jetzt nicht mehr, sondern hieb mit beiden Armen so desperat in der Luft umher, als kämpfe er mit bösen Geistern.

Nach einiger Zeit erhielt er die Sprache wieder und machte in einem Strome von Verwünschungen seinem Grolle gegen die treulosen Wähler Luft. „Sie sollen an mich denken," rief er, „keine Nachsicht mehr mit diesen Bösewichtern. Ich war ein Thor, diesen miserablen Kerlen zu trauen. Aber diese Niederlage ist ihnen nicht geschenkt. Fischel, halt Er sich bereit, sofort als Exekutor ins Feld zu rücken. Beim schwindsüchtigen Knopfdistel, dem langbeinigen Schneider, fängt Er an. Diese Bestie hatte mir zugeschworen —"

„Wenn aber Knopfdistel sich unter dem halben Dutzend befindet, die für den Herrn Prinzipal gestimmt?"

„Glaub's nimmer, die Hantuschin hat beim

letzten Wurme Gevatter gestanden. Da weiß man, wie's geht. Kurz, Er fängt bei Knopfdisteln an und dann der Reihe nach." —

„Also wieder nichts," fuhr der Arggetäuschte, von neuem im Zimmer auf- und abrennend, fort. „Alle Opfer vergeblich! O, Menschheit, Menschheit! Und wie wird dieser Hantusch triumphiren, mich, den reichen Hornickel, gestürzt zu haben. Es ist zum Rasendwerden!"

Um wenigstens jemanden zu haben, an welchem er seinen Grimm auslassen konnte, fuhr er Fischeln, der noch immer kerzengrade und zwar mit dem gleichgiltigsten Gesichte vor ihm stand, heftig an. „Was steht Er noch da und feirt mich an, anstatt sich der erforderlichen Betrübniß ob des horrenden Malheurs Seines Herrn auf Seinem Gesichte zu befleißigen?"

„Ich wollte dem Herrn Prinzipal noch berichten, daß im Wallfische eine hinterindianische Gesandtschaft angelangt ist."

Hornickel, viel zu sehr mit seinem Mißgeschicke beschäftigt, überhörte die Worte Fischel's.

„Mach' Er sich an Sein Geschäft; aber geh' Er mit Nachdruck zu Werke. Das Volk verdient keine Schonung."

„Den einen Mohren hab' ich selber gesehen. Die Wallfischwirthin hat die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen."

Hornickel, in der Meinung, die Wallfischwirthin habe ob seines baumeisterlichen Unglücks die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen, meinte, solches Gefühl habe er der Frau nicht zugetraut. Fischel, um seinem Prinzipal diesen verzeihlichen Irrthum zu benehmen, erzählte weiter: „Sie essen kein Fleisch, bloß Linsen und etwas Eierkuchen, aber Geld wie Heu!"

Als Hornickel vom Gelde hörte, ward er aufmerksam. „Was faselt Er?"

„Die Wallfischwirthin hat die besten Zimmer einräumen müssen. Der Gesandte sieht gilblich, aber der Mohr schwarz wie ein Rabe. Er soll zwei Mohren haben; aber ich habe nur Einen gesehen. Ich habe geschaudert, wie sich's von einem Christenmenschen beim Anblicke eines Mohren gebührt. Er hat ein Gebiß wie ein Steinbeißer, und bloß Linsen mit Eierkuchen! Wie nur so ein Mensch leben kann. Das muß die Sonne machen in dem heißen Lande"

„Wer wird's sein?" sprach Hornickel geringschätzend. „Seiltänzer, Bärenführer, Affenpöbel. Ich kenne das. Daß diesem Bettelvolke nichts verabreicht wird, wenn sie beim Hause vorübertanzen. Die

Polizei sollte solchem Ungeziefer den Aufenthalt gar nicht gestatten. Sie stehlen den Leuten das Geld aus der Tasche. Bei den jetzigen Butterpreisen und Abgaben wahrhaft himmelschreiend!"

„Es sind keine Affenbändiger," sprach Fischel, „es ist eine Gesandtschaft, die nicht vor Geld zu tanzen braucht. Sie sollen ganze Säcke mit geränderten Dukaten bei sich führen. Krall, der Hausknecht, hat schon einen weg fürs bloße Koffertragen vom Postmeister zum Wallfisch."

Während die geränderten Dukaten, sowie das splendide Douceur für Krall'n nicht verfehlten, die Aufmerksamkeit Hornickel's in erhöhtem Grade in Anspruch zu nehmen, polterte es abermals die Treppen herauf, die Thür sprang auf und eine neue stürmische Szene erfolgte. Es war Strichelius, der offizielle Barbier und Blutegelkundige von Kirchberg, ein wegen seiner nicht ganz tadellosen Sittlichkeit, sowie durch seine Windbeuteleien nicht zum besten renommirtes Mitglied der städtischen Gesellschaft. Strichelius war, sozusagen, der einzige Vertraute Hornickel's; er war ferner der Einzige, der zuweilen Unterstützung von dem Wucherer bezog und denselben überhaupt ohne großes Brimborium behandelte. Der Grund dieser seltsamen Erscheinung wird dem

geneigten Leser später bekannt werden. Ein eigenthümliches Geheimniß ruhte über dem Verhältniß, in welchem diese beiden Persönlichkeiten zu einander standen. Von gegenseitiger Zuneigung war natürlich nicht die Rede, im Gegentheil haßte Einer den Andern, und in Hornickel'n kochte es allemal, sobald Strichelius um anderweiten Vorschuß anklopfte, der zwar nie verweigert, aber stets mit Ingrimm verabreicht wurde. Der Wucherer verwünschte oft den in beständigen Geldverlegenheiten sich befindenden Bader in den tiefuntersten Höllenpfuhl und gleichwohl zahlte er, freilich mit einem Gesichte, das gräßlich anzuschauen war. „Dieser Mensch bringt mich noch unter die Erde!“ Solcher Seufzer war nur zu häufig von Hornickel in seinem Selbstgespräche vernommen worden. Man hatte darum Herrn Apollonius nie so fidel gesehen, als an jenem Tage, wo die Nachricht einlief, Strichelius habe auf einem Berufswege in dunkler Nacht den Hals gebrochen. Hornickel hatte bei dieser frohen Botschaft seine Autorität dermaßen vergessen, daß er Fischel'n umarmt und demselben ins Ohr geschrieen: „Gottlob, wir sind ihn los!“ — Aber die Freude war zu voreilig. Strichelius war zwar in einen Steinbruch gefallen, aber so

glücklich gewesen, sich bloß Rock und Hosen zu zerreißen, sonst aber ganz wohlerhalten davonzukommen.

Seiner alten Unart getreu, die Leute in den April zu schicken, hatte der Barbier auch bei dieser Gelegenheit nicht verabsäumt und sich eine Zeitlang mausetodt gestellt. Strichelius spielte seine Todtenrolle so meisterhaft, daß die beiden Landleute, welche ihn begleitet hatten, als sie ihn am Fuße des Abhangs fanden, selben mit Schrecken aufhoben und nach einem unfern am Wege gelegenen Gasthause trugen. Ein Bote eilte sofort nach der Stadt zum Doktor Rattenspazer mit der Hiobspost: Strichelius habe den Hals gebrochen. Die mitleidige Wirthin zum schwarzen Bär, so hieß das Gasthaus, frottirte den Todtgeglaubten am ganzen Leibe, eine Manipulation, die sich der Schalk recht gern gefallen ließ. Sobald die gute Frau die freudige Entdeckung machte, daß noch Leben in Strichelius vorhanden, verdoppelte sie ihre Sorgfalt und flößte dem Ohnmächtigen Glühwein ein, welches angenehme Fluidum sich der Barbier ebenfalls schwer athmend gefallen ließ. Mit geheimem Gaudium überlegte der Scheintodte, welchen Rumor sein tragischer Tod in Kirchberg und Umgebung verursachen werde. Ferner freute er sich, daß er seinen Feind Dr. Rattenspazer nächtlicherweise

aus dem Bette aufgestört. Er vergegenwärtigte sich dessen Fluchen und dessen Verwünschungen. Endlich malte er sich das Entzücken Hornickel's und dessen nachträgliche Verzweiflung. Die Strafe für diese schadenfrohen Betrachtungen blieb indessen nicht aus. An einem Tische des Gasthauses, wo Strichelius den Scheintodten spielte, saßen noch vier verspätete Skatspieler, die sich durch das Hereinschaffen des Verunglückten fast gar nicht in ihrem Spiele stören ließen und dasselbe, trotz des tragischen Ereignisses in nächster Nähe, ruhig fortsetzten. Diese eminente Theilnahmlosigkeit ärgerte den Barbier und er stellte sich, von Zeit zu Zeit mit dem ganzen Körper aufzuckend, als sei sein letztes Stündlein gekommen. Mit einemmale streckte der Sterbende unter einem tiefen Seufzer sich lang aus und athmete und rührte sich nicht mehr.

„Er hat's überstanden!“ sprach die Bärwirthin und faltete, ein stilles Vaterunser hersagend, die Hände. Mit dem kunstreichen Ableben des Barbiers war zugleich der Skat zu Ende und die Spieler standen auf und umringten den angeblichen Leichnam. Der Nekrolog, den die Skatspieler bei dieser Gelegenheit zum besten gaben, war indeß keineswegs schmeichelhaft für Strichelius, der überdieß, um nicht

aus der Rolle zu fallen, ruhig daliegen und sein Lob als todter Mann mit anhören mußte. Kein Wort der kritisirenden Skatspieler entging ihm. Von einem Bedauern war nicht Rede.

„Wie man's treibt, so geht's," sagte der Eine der Skatspieler; „ohne einen tüchtigen Hieb, den er liebte, konnte er nicht in den Steinbruch gerathen."

„Die Kommun kann froh sein, daß sie ihn los ist," war die Rede des Andern. „Bei seinem Leben wär' er über kurz oder lang dem Armenhause zur Last gefallen."

„Was soll jetzt aus Weib und Kindern werden, die der liederliche, gewissenlose Strick in Kummer und Elend zurückläßt," meinte der Dritte. Der vierte Skatspieler erklärte, daß ihn der Saufaus um zwei harte Thaler bringe. Strichelius habe sich zweijährige Blutegelung vorausbezahlen lassen. Nun könne er die Abzapfung bei einem Andern berappen.

„Im Süßmilch . . .", fuhr der Erstere fort, „kostet mich der Kerl auch manchen schönen Groschen. Er spielte falsch."

Auch die Schattenseiten von des Barbiers Eheleben wurden einer ziemlich strengen Kritik unterworfen. Man ging selbst so weit, dem Verstorbenen Missethaten aufzubürden, die er gar nicht begangen,

so daß es endlich Strichelius nicht möglich war, diesen verläumderischen Leichensermon länger anzuhören. Er sprang verzweifelt auf, ergriff einen Stuhl und drang auf die zum Tode erschreckten Skatspieler wüthend ein. Sie glaubten nicht anders, als der Teufel sei in den barbierlichen Leichnam gefahren und treibe jetzt sein böses Spiel. Man überstürzte sich, die Thür zu erreichen; der Vorderste stürzte über die hohe Thürschwelle und kam zu Falle; die drei Andern stolperten wieder über den am Boden Liegenden und verloren das Gleichgewicht.

Er hatte jetzt einen Stock ergriffen, der sich besser handhaben ließ als der Stuhl, und kühlte seine Wuth an seinen Leichenrednern, daß diese schier aus der Haut zu fahren vermeinten. Zu den körperlichen Schmerzen gesellte sich der fürchterliche Gedanke, daß es nicht der wieder lebendig gewordene Strichelius seie, der auf ihnen herumarbeite, sondern der Teufel in höchsteigener Person. Indem der Barbier bei seiner Bearbeitung des Vierblattes eine tiefe Stimme annahm, suchte er dasselbe in seinem Teufelsglauben zu bestärken. Noch nie ist über vier Skatspieler nach beendigter Partie ein so strenges Strafgericht abgehalten worden.

Den vier Haimonskindern war es endlich nach

beispielloser Anstrengung, zu welcher die teuflischen Prügel animirten, gelungen, sich durch die Stubenthür zu pressen und das Freie zu gewinnen. Hier angelangt, rafften sie die letzten Kräfte zusammen, sprangen auf und ergriffen, so schleunig sie ihre Füße zu tragen vermochten, die Flucht.

Strichelius erholte sich von seinen Strapazen durch ein frisches Glas Glühwein und gab sich der Bärwirthin als der leibhaftige und vom Tode auferstandene Strichelius, nicht als der Teufel zu erkennen. Frau Ursula, die während des Strafgerichts, das über die Skatspieler hereinbrach, fortwährend Kreuze geschlagen, um den bösen Geist zu beschwören, faßte infolge dieser Anrede wieder Muth und setzte sich zu dem Glühweintrinker, welcher ihr gestand, daß er sich von seinem Ableben infolge des Frottirens und des Glühweins vollkommen erholt habe.

„Aber um aller Barmherzigkeit," sagte die Bärwirthin, „habt Ihr den Matzelbauer, den Holderlieb und den großen und den kleinen Heinrich zugedeckt. Sie hatten sich freilich beim Leichensermon kein Blatt vors Maul genommen. Aber ins Amt müßt Ihr, das erleb' ich!"

„Sie werden's künftig bleiben lassen, über einen Todten so lästerliche Reden zu halten," sprach der

Barbier. „Man läßt sich was gefallen. Ich vertrage einen Stiefel, aber diese Kerle trieben es zu arg."

Nach einer Pause und nachdem er sich den Rest des Glühweins in die Tasse gegossen, sprach er: „Bärwirthin, wenn Ihr als Zeugin vors Amt müßt, so sagt nur aus, ich hätte todt dagelegen, als der Skattisch seine Keile bekommen; es sei der Böse gewesen, der über den Matzelbauer, den Holderlieb und die beiden Heinriche gerathen. Doch jetzt will ich aufbrechen. Ich fühle mich gestärkt. Den Glühwein schreibt zur übrigen Zeche. In drei Wochen ist Quartal, wo die Moneten eingehen. Auf Rattenspazer will ich nicht warten. Ich kann mir allein forthelfen."

Der genannte Doktor war indeß schon unterwegs nach dem schwarzen Bäre. Auf die erfreuliche Botschaft, daß sein Feind Strichelius, der ihm zahllose Schabernacks gespielt, den Hals gebrochen, zog er weit behender, als es außerdem der Fall gewesen sein würde, die Schlafmütze vom Kopfe und machte sich reisefertig, um die erforderliche Obduktion des Leichnams vorzunehmen.

„Ist er denn auch ordentlich todt?" war die erste Frage des menschenfreundlichen Doktors gewesen.

„Er zuckt nicht mehr —“ hatte die Antwort des Boten gelautet.

„Diesen Tag,“ sprach Rattenspazer zu sich, „streich' ich im Kalender roth an. Geht nur mit der Laterne voraus, ich komme gleich.“

Infolge dieses Diensteifers war es auch gelungen, daß der Bote, der dem Doktor rüstig vorausgeschritten, mit seiner Laterne und der Nachricht, daß Rattenspazer auf den Füßen folge, im schwarzen Bär wohlbehalten anlangte, als eben Strichelius im Begriff stand, den Heimweg anzutreten. Er hörte den Doktor außerhalb bereits in seiner gewohnten Weise über den schlechten Weg fluchen und von dem Glühwein noch animirt, konnte er seine alten Mukken, Rattenspazer'n einen Streich zu spielen, nicht lassen.

„Ich muß mir doch Schaden gethan haben,“ sprach er zur Bärwirthin, „mir wird wieder so kurios. Ich habe mich mit dem Skattische zu sehr übernommen, bin über meine Kräfte gegangen. Ach, wie wird mir gottsjämmerlich; Bärwirthin, es geht doch am Ende fort; 's ist gut, daß der Doktor kommt; Bärwirthin, wenn ich Euch was zu Leide gethan haben sollte, vergebt mir als Christin. Ich kann nicht mehr.“

Mit diesen Worten sank er wieder todesmatt

in den Lehnstuhl und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Frau Ursula, welche drei Männer durch den Schlag verloren, war bei solchen Krankheitsanfällen sehr ängstlich und ließ sich vom Strichelius zum zweitenmale täuschen.

„Ihr habt Euch mit dem Skattisch zu sehr übernommen; kein Wunder, wenn da die Kräfte nicht reichen. Soll ich noch etwas Glühwein aufgießen?“ Strichelius schüttelte mit dem Kopfe.

„Wenn er schon den Wein verschmäht,“ sprach sie zu sich, „muß es schlimm stehen.“

Rattenspazer trat jetzt mit den Worten: „Wo ist der todte Barbier?“ ins Zimmer.

Die Bärwirthin zeigte nach dem dunkeln Hintergrunde, wo Strichelius mit schlaff herabhängendem Kopfe schweigend im Lehnstuhle saß.

„Pieper,“ sprach Rattenspazer zu dem Laternenträger, „leuchte hierher.“

Mit diesen Worten untersuchte er den auf dem Stuhle Sitzenden.

„Er ist ja noch gar nicht todt!“

„Aber lange wird er's nicht mehr machen,“ sprach die Frau Ursula, „er hat selbst den Glühwein verschmäht.“

Strichelius athmete schwer.

„Und den Hals hat er gleich gar nicht gebrochen,“ fuhr Rattenspazer immer unmuthiger fort. „Es scheint nur eine Ohnmacht.“

„Nein, lieber Doktor,“ lispelte ersterbend der Barbier, „mit mir ist es alle und hab' auf der Welt noch so viel gutzumachen.“

„Das ist das erste wahre Wort, was ich aus diesem Munde vernehme,“ versetzte Rattenspazer und suchte sorgfältig nach dem Pulse.

„Nach dem Pulse zu schließen, steht's gar nicht so schlecht,“ fuhr er nach einer Weile fort, „man hat mich vergeblich durch Nacht und Nebel gejagt.“

„Ich fühl' es ja,“ tönte es leise aus dem Munde des Kranken, „wie ich mich innerlich verblute.“

„Er müßte sich was zersprengt haben,“ simulirte der Doktor.

„Ein Schlagfluß ist im Anzuge,“ fuhr schwerathmend Strichelius fort, „ich will die letzte Stunde noch benutzen, mein Gewissen zu erleichtern.“

„Ich bin kein Beichtiger,“ sprach unmuthig der Doktor, der an das bevorstehende Ableben des Barbiers noch immer nicht recht glauben wollte.

Strichelius seufzte wieder gottserbärmlich. „Auch Ihr, Herr Doktor, gehört zu denjenigen, hinsichtlich derer ich mich nicht ganz vorwurfsfrei fühle.“

„Das weiß der Himmel," erwiederte der Doktor, „daß Ihr Euch oft und schwer an mir versündigt habt; ein zehnjähriges Höllenfeuer vermag das nicht wegzubrennen."

„Im Fall Eure Verzeihung mir würde," hauchte Strichelius, „dürfte das Feuer etwas gelinder ausfallen."

„Verdient habt Ihr meine Verzeihung keineswegs!"

„Warum nicht, lieber Doktor? Vergebung ist was Schönes. Um wie vieles leichter würde ich dieses Jammerthal verlassen. Auch dürfte Euch diese Vergebung nicht gereuen. Ein Geheimniß, das in mir ruht und das ich nicht mit ins Grab nehmen mag, könnte Euch zum glücklichen Manne machen."

„Ein Geheimniß?" frug der Doktor. „Ich hoffe, Ihr seid kaduk genug, um nicht, wie es Eure Art ist, die Leute zu foppen."

„In so verhängnißvoller Stunde, guter Doktor, wo denkt Ihr hin?"

„Also was hat es für eine Bewandtniß mit dem Geheimniß?" erkundigte sich Rattenspazer.

Strichelius machte mit großer Anstrengung das Zeichen, daß der Doktor sein Ohr näher herhalte.

Rattenspazer verstand diese Pantomime und näherte sich mit dem Kopfe möglichst dem Kranken.

„Ein Schatz!" flüsterte dieser.

Der Doktor fuhr unmuthig zurück.

„Daß Ihr die alten Mucken selbst in der Sterbestunde nicht lassen könnt; es ist dieß in der That eine recht häßliche Angewohnheit und malt so recht Euern schwarzen Charakter. Ihr und ein Schatz!"

„Ich scherze nicht," sprach Strichelius mühvoll weiter, „er liegt im Friedewalde."

„Der Schatz?"

Strichelius neigte bejahend das Haupt einwenig.

„Ein Schatz," fuhr der Doktor ungläubig fort, „den hättet Ihr längst in nächtlicher Stunde ausgeschaufelt."

„Ich weiß erst seit gestern davon. Stünd' ich nicht am Grabesrande, würde ich mich wohl hüten, jemanden darüber zu unterrichten. Aber was hilft mir jetzt der Mammon? So ich die Augen zuthue, ist das Geheimniß mit mir begraben. Da ist es denn doch besser und wird mir an jenem Tage billig in Rechnung gebracht werden, so ich das werthvolle Geheimniß an denjenigen abtrete, den ich so oft im Leben beleidigt habe oder dem sonst zu nahe getreten bin."

„Strichelius," sprach der Doktor, „wenn Ihr dießmal die Wahrheit sprächet, ich wüßte nicht, ich könnte Euch ordentlich gut werden. Aber Eure Flausen gehen ins Aschgraue. Woher wollt Ihr das Geheimniß vonwegen eines Schatzes im Friedewalde erfahren haben?"

„Ein Traum —!"

„Bah, Träume sind Schäume," sprach der freigeistische Rattenspazer. „Ihr seid im Wachen ein unzuverläßiger Mann, geschweige im Traume."

„Der Traum," entgegnete Strichelius, „unterschied sich von all meinen übrigen Träumen auf so auffallende Weise, daß ich an seiner Wahrheit nicht zweifeln kann. Auch mein heutiges Unglück hat mir der Traumgott verrathen."

„Im Friedewalde sollen allerdings Schätze liegen, noch aus dem dreißigjährigen Kriege her. Aber solltet Ihr in Eurer Sündhaftigkeit und als simpler Barbier der Auserwählte sein, dem der Himmel die betreffenden Lokalitäten verrathen?"

„Ich betrachte diesen Fingerzeig," gegenredete Strichelius, „eben nur als eine Strafe des Himmels. Warum zeigte er mir Schätze zu einer Zeit, wo ich keinen Gebrauch davon machen kann?"

„Das ist wahr," gestand der Doktor, „für Euch

Luftikus, der dergleichen Schätze nur bald unter die Leute bringen würde, muß der Gedanke unter obwaltenden Umständen ein höchst peinlicher sein."

„Und gleichwohl betracht' ich die nächtliche Offenbarung für eine Gabe des Himmels. Werde ich dadurch nicht in den Stand gesetzt, mich mit einem meiner entschiedensten Widersacher zu versöhnen? Kann ich die vielen Kränkungen besser wieder gutmachen, als wenn ich meinem Feinde sterbend noch Gutes erzeige, indem ich ihn mit den Lokalitäten bekannt mache, die zu der Auffindung des Schatzes unerläßlich sind?"

„Strichelius, wie gesagt, wenn Ihr die Wahrheit spräche t —"

„Das Reich der Lüge ist bei mir zu Ende."

„Zeit wird es allerdings. Also beschließt Euer ruhmloses Leben mit einer edlen That und theilt mir die Lokalitäten mit, wo der Schatz liegen soll. Ich bin nicht abergläubisch, aber es sind mir Beispiele vorgekommen, wo es für die Betreffenden von Nutzen war, wenn sie die Winke des Schicksals beachteten, und Euer Traum kurz vor Eurem Falle scheint mir ein solcher Wink. Also, guter Strichelius, haltet nicht länger hinter dem Berge. Wirket, da es

Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo niemand wirken kann."

„Hah, die Nacht — endlos gähnt sie vor mir."

„Ihr seht nur alles so schwarz, weil wahrscheinlich Euer dickes Blut ins Stocken geräth."

„Ich sehe kein Ende der Nacht," stöhnte Strichelius nicht ganz ohne Pathos.

„Besinnt Euch lieber auf die Umgebungen im Friedewalde, damit man sich hinsichtlich des Schatzes zurechtfinden kann."

„Nacht, nichts als Nacht! kein erquickender Strahl des Morgens!" fuhr Strichelius in seinen Phantasien fort.

„Ja, wenn Ihr warten wollt, bis die Sonne aufgeht, werd' ich auf den Schatz wohl verzichten müssen."

„Jetzt wird es etwas lichter."

„Das ist mir lieb."

„Immer lichter, lichter."

„So ist's recht; jetzt werdet Ihr Euch hoffentlich etwas orientiren können."

Strichelius fuhr im Visionentone fort: „Immer lichter. Ein goldner Strahl bricht durch das Laubgrün."

Der Doktor hielt mit verhaltenem Athem sein

wachsam Ohr hin. Strichelius sprach weiter: „Zwei alte Buchen halten sich brüderlich mit den Aesten umschlungen —"

„Dieser rührende Fall kommt im Friedewalde leider nur zu oft vor," meinte Rattenspazer. Er hörte unverdrossen weiter. Strichelius in seinem clairvoyanten Zustande beschrieb jetzt mehrere Baumgruppen, bei welchen sich der Doktor vergeblich den Kopf zerbrach. Plötzlich hielt der Kranke in seinen Mittheilungen inne. Der Doktor fühlte besorgt nach dem Pulse. Strichelius regte sich nicht.

„Bis jetzt," sprach Rattenspazer, „weiß ich soviel wie nichts. Solche Baumgruppen, wie sie Strichelius beschreibt, gibt es zahllose im Friedewalde. Da könnt' ich suchen bis an den jüngsten Tag. Wenn er mir jetzt abfährt, hab' ich mich vergeblich abgemüht."

Der Doktor schob sein Taschentuch unter das matte Haupt des Kranken, um ihm das Sprechen zu erleichtern. Nach einer Pause fuhr Strichelius in seinem, mit großer Virtuosität nachgeahmten magnetischen Schlafe fort: „Dem Rattenspazer ist der Schatz bestimmt."

Der Doktor war bei diesen Worten wieder ganz Ohr und nickte mit dem Kopfe.

„Aber unter der einzigen Bedingung“ — sprach der Hellseher.

„Bedingung, was für Bedingung?“

„Daß er sich der Hinterlassenen des seligen Strichelius väterlich annimmt.“

„Nun mit der Seligkeit wird sich's sehr halten lassen. Und was die väterliche Fürsorge anlangt, weiß ich ja gar nicht, ob's der Schatz hergibt.“

„Nur unter dieser Bedingung wird ihm durch den Mund des Sünders das Geheimniß offenbar.“

„Sünder, jetzt scheint er eher auf dem rechten Wege; aber wenn dieser sündhafte Mund mich nur endlich mit Ort und Stelle bekannt machte.“

„Die Buche, in deren Nähe sich der Schatz befindet,“ fuhr der Somnambüle fort —

Rattenspazer spannte bei diesen Worten sein Gehörorgan auf eine unglaubliche Höhe —

„zeichnet sich schon von weitem durch ihre drei seltsam verschlungene Aeste aus, die ein hebräisches Gimmel darstellen.“

„Daß Gott erbarm'!“ seufzte Rattenspazer, „jetzt fängt er hebräisch zu somnambuliren an. Was ist denn das ein Gimmel?“

„Die Buche,“ hauchte der Kranke, „führt auch den Namen: ‚der Mönch‘“ —

Rattenspazer that einen unwillkürlichen Luftsprung. „Jetzt kann mir der Schatz nicht entgehen. Den Mönch find' ich im Finstern, da wird es aber das Beste sein, wenn ich mich sofort ans Werk mache und diese nächtliche Gelegenheit benutze. Ich bin da am ungestörtesten. Ich schraube den Stachel an meinen Stock, womit ich die verhängnißvolle Stelle bald ausfindig machen will. Ich bedarf nicht einmal einer Laterne, da der Mond bald aufgehen wird. Jetzt wäre mir es aber wahrhaft lieb, wenn Strichelius bald ausgelitten hätte. Ich werde das Schnupftuch wieder wegziehen. Solche bequeme Lage erschwert das Sterben und verlängert unnöthigerweise den Aufenthalt hienieden."

Strichelius, nachdem er den Ort, wo der geträumte Schatz verborgen, hinreichend bezeichnet, verfiel wieder in ein bedenkliches Schweigen, welches den Doktor, der jetzt wußte, was er wissen wollte, allmälig zu langweilen anfing. Das Verlangen nach dem Friedewalde brannte ihm unter den Sohlen. Er sagte daher zur Bärwirthin, die auf der Ofenbank saß, daß mit Strichelius nichts weiter vorzunehmen sei. Sie solle ihn ruhig in die bessere Welt hinübergehen lassen. Er werde es bald alle gemacht haben. Er (Rattenspazer) könne nichts weiter thun.

Morgen werde er wieder nachfragen und, so es gewünscht werde, die Sektion am Barbier vornehmen. Er schraubte den Knopf von seinem Stocke, in welchem eine sechszollige eiserne Spitze stak, die er am Ende des Stockes befestigte, damit sie ihm sowohl als Waffe, wie besonders zur Auffindigmachung des Schazzes diene.

Kaum hatte der von Strichelius abermals genarrte Rattenspazer das Gasthaus zum schwarzen Bär verlassen, als der Barbier lachend aufsprang und sich vergnügt die Hände reibend die Stube auf- und ablief.

„Ihr bleibt doch der alte Leutevornarrenhalter," sprach Frau Ursula, die jetzt ebenfalls zu der Einsicht gelangte, daß es mit dem Barbier gar nicht so schlimm gestanden. „Wenn ich der Doktor wäre, den Ihr so unnöthig aus dem Bette gejagt, ich ließ Euch keinen ganzen Knochen. Jetzt, Strichelius, habt Ihr auch bei mir viel verloren."

„Das ich wieder gewinnen werde," lachte der Barbier, „sobald ich meine Zeche berappe; nicht wahr, Alte?"

„So scheert Euch aber endlich nach Hause," zankte die Bärwirthin, „daß man zur Ruhe kommt. Wie gesagt, Euer heutig Stücklein hat mir gar nicht

gefallen: Sich todt zu stellen, mausetodt, daß mir ganz Angst wurde, ist das nicht Sünde?"

Die Bärwirthin würde wahrscheinlich noch weit herzhafter gegen den Barbier aufgetreten sein, wenn sie nicht einerseits seine Ränke gefürchtet, andererseits nicht auf ihn als eine Person hätte Rücksicht nehmen müssen, der manchen Gast herbeilockte und festhielt. Es war keine Frage, daß Strichelius die Kunst besaß, die solidesten Bauersleute stundenlang in der Schänke festzuhalten. Entweder waren es interessante Anekdoten, Kartenkunststücke oder sonst eine Unterhaltung, womit er den Gästen die Zeit vertrieb. Es traute ihm niemand über den Weg; auch stand er keineswegs in großer Achtung, und gleichwohl fehlte etwas, wenn Strichelius mit seinen Schnurren, seiner Suada und sonstigen Allotrien nicht zur Stelle war. Mit ihm verdarb es darum kein Wirth in Kirchberg und Umgegend und jeder ließ sich lieber den unmenschlichsten Pump gefallen, als daß er es mit dem durchtriebenen Barbier verdorben hätte.

Niemand war vor den Schabernacken des Strichelius sicher, obschon er sich seine Leute ansah. Namentlich hatten solche Landleute und Stadtbewohner von ihm zu leiden, die er geistig übersah. Zuweilen wollte es auch der Zufall, daß Strichelius mit seinen

Neckereien an den Unrechten kam. Er besaß dann ein gutes Fell, welches, sozusagen, einen Puff vertragen konnte. Selbst das Hinausgeworfenwerden war dem Barbier unterschiedlichemale zutheil geworden, was ihn im geringsten nicht genirte oder um die gute Laune brachte. Warf man ihn zur Vorderthür hinaus, kam er zur Hinterthür wieder herein und that, als ob nichts vorgefallen.

Seine Erntezeit fiel in die Monate Oktober und November, wo der Landmann seine Feldarbeiten beendet, häufiger die Schänke besucht, und wo in Stadt und Land zahlreiche Kirmeßschmäuse abgehalten werden. Auf solchem Kirmeßschmause aber leistete Strichelius staunenswerthes, was Essen und Trinken anlangte. Er lebte da wie im gelobten Lande und in der Regel völlig zechfrei. Entweder nahm er den Bauern das Zechgeld im Spiele ab oder wußte es auf andere Weise zu veranstalten, daß er ohne Bezahlung davonkam. Nicht selten wurde ihm selbst kalte Küche und ein tüchtiges Pack Kirmeßkuchen auf den Weg gegeben, welchen er zur Kirmeßzeit in der Regel als einer der letzten Kirmeßgäste einschlug. Zu diesen Kirmeßschmäusen zog er bereits in den Vormittagsstunden aufs Land, unbekümmert um seine städtische Kundschaft, die er durch einen Lehrling von

ihren Bärten befreite. Strichelius war fast nie zu Hause bei den Seinen, sondern immer in Geschäften abwesend, welche größtentheils im Besuche der umherliegenden Schankstätten bestanden. Sein häusliches Glück war daher nicht groß. Weder als Gatte, noch als Vater zeigte er sich in einem empfehlenswerthen Lichte.

Nach dieser fast nicht zu umgehenden Charakteristik kehren wir zu Strichelius selbst zurück, den wir in der Schänke verlassen, nachdem er den Doktor Rattenspazer nach dem Friedewalde in den April geschickt hatte. Der todtgeglaubte Strichelius schlich sich nächtlicherweile nach der Stadt zurück und erreichte wohlbehalten seine Wohnung. Er störte die schlafenden Seinen, welche noch keine Ahnung von seinem Abenteuer hatten, nicht, sondern kroch still und leise auf sein Lager.

Als der nächste Morgen die Dächer des Städtchens Kirchberg beleuchtete, verbreitete sich die Kunde vom Halsbruche des Barbiers mit Blitzesschnelle. Rattenspazer, hieß es, wäre bei seinem Ableben selbst zugegen gewesen. Ein Nachbar lief zum andern; eine Frau Gevatterin zur andern. Die Redensarten: „Wissen Sie's schon, der Strichelius hat den Hals gebrochen — er ist in den Steinbruch gefallen“ —

„ja, ja, wie man's treibt, so geht's" — „mich dauert nur die Frau und die armen Würmer" — 's ist ein Glück, daß wir ihn los sind," u. s. w. u. s. w. konnte man an jenem Morgen hundertmal sich wiederholen hören.

Wie wir bereits oben erwähnt, war am größten die Freude bei Hornickel. Wir haben erfahren, daß er selbst Fischel'n umarmt, wie aber die Umarmung zu frühzeitig erfolgte.

Zu Madame Strichelius drang das Gerücht von ihres Mannes Tod, als sie beim Bäcker die Frühstückbrotchen kaufte. Die erschrockene Frau eilte sofort nach der Schlafstätte ihres Ehegatten, wo sie sich sofort von der Unwahrheit des umlaufenden Gerüchtes überzeugte. Der erst spät in der Nacht heimgekehrte Gatte schnarchte wie ein Nilpferd. Als er nach einiger Zeit erwachte, theilte ihm seine Frau die Todesnachricht mit. Strichelius lachte laut auf, als er seinen Schabernack so gelungen sah. Er trank behaglich seinen Kaffee, worauf er sich eine Pfeife stopfte und halben Leibes aus dem Fenster legte.

Jetzt hätte man den Allarm auf der Gasse sehen sollen, als der Todtgeglaubte, die lange Pfeife rauchend, gemüthlich auf das erstaunte Publikum herab-

schaute. Mit derselben Blitzesschnelle, wie die Nachricht vom Tode, verbreitete sich des Barbiers Auferstehung durch die Stadt. Viele, die an letztere nicht glaubten, eilten nach dem Brückengäßchen, wo vor dem Hause Nro. 43 die messingenen Barbierbecken baumelten, neben welchen Strichelius mit einer Unbeweglichkeit und Schweigsamkeit herabschaute, die allmälig in der Menge die Vermuthung erweckten, daß es des Barbiers Geist sei, der heruntersah. Der Kürschner Egerland faßte sich endlich ein Herz.

„Seid Ihr denn wirklich todt, Gevatter, oder ist's Euer Geist?"

Keine Antwort.

„Das kann der wahrhaftige Strichelius nicht sein" — tönte es unten in der Menge. „Er spricht nicht, er rührt sich nicht, und dieß ist doch gar nicht seine Art."

„Dummes Zeug," antworteten Andere. „Er narrt uns, wie er uns so oft genarrt hat."

„Ich will gleich sehen, ob es ein Geist ist," sprach Martin, der resolute Tertianer des Seifensieders Herrmann, indem er seinen Frühstückapfel zum Opfer brachte. Martin zielte vortrefflich und traf den unbeweglich Herabschauenden grad auf die Nase, daß der Geist mit einem: „Verfluchte Range!" aus

seiner Starrheit emporfuhr und hiermit seine Lebensfähigkeit hinreichend dokumentirte.

Unter allgemeinem Gelächter, in welches sich unterschiedliche Schimpfworte mischten, verlief sich die Menge, und die Bewohnerschaft von Kirchberg war bald überzeugt, daß sich der verschmitzte Barbier abermals einen schlechten Witz erlaubt habe.

Die Lebensbotschaft über das Wohlbefinden des Strichelius war aber für Apollonius Hornickel eine wahre Todesbotschaft.

„So habe ich mich in meiner Uebereilung vergebens dekanaillirt und Fischel'n umarmt," sprach er ingrimmig. „Ich hatte dießmal wirklich große Hoffnung, daß der Bösewicht hinüber sei. Ich kenne den Steinbruch, aber Unkraut verliert sich nicht. Ich glaube, wenn diese Bestie vom Marienthurme, dem höchsten zehn Meilen in der Runde, herabfiele; er stände, unten angekommen, wohlbehalten auf zwei Beinen und ginge wohlgemuth weiter. Es ist entsetzlich, solch zähe Natur bei einer Kreatur, von der man wünschen möchte, daß sie gar nicht geboren wäre."

Daß Strichelius bei seinem Falle in den Steinbruch so glücklich davongekommen, war Hornickel'n umso ärgerlicher, weil er immer die leise Hoffnung genährt, daß der einmal den Hals brechen möchte.

Auf eine andere Art glaubte er seinen Quälgeist nicht loszuwerden. Ein ähnlicher, gefährlicher und abschüssiger Weg, wie bei den Steinbrüchen vorbei, führte von dem Städtchen Kirchberg nach dem benachbarten Dorfe Strehlen; nur daß man hier in Gefahr war, weniger in einen Steinbruch, als in die Kibitz, die am Fuße des äußerst schmalen Bergpfades dahinfloß, zu fallen und zu ertrinken.

Mit einer seltenen Heiterkeit sah daher Hornickel jedes Jahr der strehlen'schen Kirmeß entgegen. Nie zeigte er sich splendabler gegen Strichelius, als um diese Zeit. Seine Großmuth verstieg sich bei der strehlen'schen Kirmeß so weit, daß er dem Strichelius einen harten Thaler expreß nur unter der Bedingung, daß er ihn vertrinke, schenkte.

„Strichelius," pflegte dann Hornickel zu sagen, „der Mensch muß sich auch einmal einen frohen Tag machen. D'rum seht heute in Strehlen einen Groschen nicht an. Kauft Euch Einen. Hier dieser Thaler ist dazu bestimmt, daß Ihr nicht dursten sollt."

Strichelius nahm diese Liebesgabe stets mit einer Nonchalance entgegen, die dem geizigen Hornickel durch und durch ging.

Die Generosität des Wucherers stand hinsichtlich der Kirmeß zu Strehlen mit seiner sonstigen Knik-

kerei in zu auffallendem Widerspruche, als daß dem pfiffigen Barbier der Grund davon nicht bald hätte einleuchten sollen. Der menschenfreundliche Hornickel lebte nämlich während der strehlen'schen Kirmeß fortwährend in der Hoffnung, daß Strichelius sich besaufen und in solchem Zustande auf dem gefährlichen Heimwege in die Kibitz fallen und ertrinken werde. Nun geschah zwar in der Regel das Erstere, wozu die Liebesgabe des Wucherers das Ihre beitrug, aber um nicht in die Gefahr des Letztern zu gerathen, war Strichelius selbst im halbunbewußten Zustande viel zu klug. Er scheute einen fast stundenlangen Umweg nicht, auf welchem er zwar später, aber doch sicher das Heimatsstädtchen erreichte. Die Folge davon war, daß, wie oft auch Unglücksfälle auf dem gefährlichen Wege vorkamen, Strichelius stets wohlbehalten davon kam und wenn er auf der strehlen'schen Kirmeß des Guten noch soviel gethan hatte. Um Hornickel'n zu ärgern, stellte sich der Barbier regelmäßig am Tage nach der Kirmeß, und zwar ganzhalsig und ganzbeinig bei seinem Wohlthäter ein, rapportirte, wie charmant er sich in Strehlen amüsirt und wie abermals ein paar Zechbrüder vom Bergpfade in die Kibitz gerollt, wo man sie jetzt

vergeblich suche, weil sie wahrscheinlich bereits gen Hamburg schwämmen.

„Ach, befändest Du Dich doch unter den Schwimmern,“ war dann regelmäßig der niederschlagende Gedanke, der in Hornickel'n aufstieg und seine Laune auf eine volle Woche ruinirte. Der abermals weggeworfene Thaler fraß ihm am Herzen.

Auch nach dem obenerzählten Abenteuer ermangelte Strichelius nicht, sich bei seinem Gönner und Freunde bei Zeiten einzufinden, und indem er sich leibhaftig präsentirte, die voreilige Todesnachricht, die Hornickel'n zu der Ausschweifung gegen Fischel'n verleitet, in ihr Nichts aufzulösen. Er fand natürlich Hornickel in sehr miserabler Laune, die ihren Höhepunkt erreichte, als der Barbier die Gelegenheit benutzte, um eine abermalige Geldunterstützung einzukommen. Er eröffnete seinem Wohlthäter, daß er bei seinem Sturze nicht nur den Rock, sondern auch seine Unaussprechlichen ruinirt habe.

„Ueberzeugt Euch selbst,“ sprach er, indem er gegen Apollonius eine Bewegung machte, die die Linien des Anstandes bedeutend überschritt und den übelgelaunten Gönner mit Abscheu erfüllte.

„Betrachtet diesen Riß,“ fuhr er nicht ohne

Pathos, den er in gewissen Fällen sehr liebte, fort, „und habt ein Einsehen."

Hornickel warf einen scheuen Blick nach dem defekten Kleidungsstück und drückte seinen unverholnen Verdruß darüber aus, daß man so ungeschickt und einfältig fallen könne. Er sei in seinem Leben manchmal von einem Abhange ausgeglitten, aber so lästerlich hätten seine Beinkleider nie ausgesehen.

Strichelius zuckte mit den Achseln und erwiederte: „Sobald ich Uebung in dieser Art zu fallen erlangt haben werde, hoffe ich besser die Integrität meiner Garderobe berücksichtigen zu können. Vor der Hand ist der Schade da, wie Ihr seht; also seid so gut und berappt. Der Tuchmacher Engelhardt hat noch ein Restlein Tuch liegen, wie er mir sagte, da bekommen wir's billig."

„Der Schaden muß doch zu repariren sein," polterte Hornickel, „so daß nicht ein paar funkelneue Beinkleider angeschafft zu werden brauchen. Ihr ruinirt mich mit Euern Tuchrechnungen."

„Was sein muß, muß sein," entgegnete mit Ruhe der Barbier. „In diesem Anzuge, das seht Ihr, kann ich mich bei keinem anständigen Kunden blicken lassen. Betrachtet diesen Rockärmel!"

Hornickel warf einen zweiten Jammerblick auf die defekte Stelle.

„Hier scheinen reiner Muthwille und Zerstörungswuth obgewaltet zu haben."

„Wenn man einmal im Fallen ist," entschuldigte Strichelius seine ziemlich übelzugerichtete Garderobe, „kommt es auf ein Loch mehr oder weniger nicht an!"

„Ich glaube, Ihr habt muthwilligerweise das Uebel noch schlimmer gemacht, um einen neuen Anzug zu erschwindeln. So ungeschickt kann ein Mensch gar nicht fallen und wär's in den Krater des Vesuvs."

Die beiden Biedermänner waren nie einerlei Meinung, wenn es sich um Geld- und namentlich um Vorschußangelegenheiten handelte. So auch dießmal. Erst nach dem mannigfaltigsten Für und Wider gab der Wucherer seinem Herzen einen Stoß; ging halb seufzend, halb fluchend zum Geldschranke und brachte die beanspruchte Summe, die er stets zu ermäßigen bemüht war, hervor.

Es liegt nichts näher, wenn der Leser das Verhältniß der beiden genannten Persönlichkeiten überschaut, daß er unwillkürlich auf den Gedanken kommt, die Beiden müßten in Gemeinschaft ein Verbrechen verübt haben, oder Strichelius müsse um ein Ver-

brechen Hornickel's wissen, dessen Verheimlichung der Wucherer von seinem Blutegel, wie er Strichelius oft titulirte, mit beständigen Opfern zu erkaufen habe. Diesem war aber nicht so. Es handelte sich um etwas anderes, was Hornickel'n an den Barbier, wie an einen bösen Feind, kettete und das, wie gesagt, später dem geneigten Leser mitgetheilt werden soll. Außer dem Barbier wußte nur noch eine Seele um das Geheimniß, die jedoch viel zu ehrbar war, um solchen Vortheil davon zu ziehen, wie der Barbier. Dieses war niemand anders, als der ehrliche Moritz Bachmann, dessen Bekanntschaft wir bereits weiter oben gemacht haben. Derselbe war als Gymnasiast hinter das Geheimniß gekommen, hatte aber, ritterlich gesinnt, Hornickel'n sein Ehrenwort gegeben ‚so gewiß als er ein Mann des Rechts und der Gesetze werde,' keinen Gebrauch von dem Geheimnisse zu machen. Hornickel ahnte also nicht, welche Gefahr ihm vonseiten des Studenten drohe, sobald dieser das Studium der Rechtswissenschaft mit einem andern Lebensberufe vertausche.

Wir kehren nach langem Umwege zu dem Augenblicke zurück, wo die Aussichten Hornickel's, Baumeister und Rathsmitglied zu werden, in den Brunnen gefallen waren und wo Strichelius herbeieilte und

die Nachricht Fischel's bestätigte, daß im goldnen Wallfisch eine hinterasiatische Gesandtschaft angelangt sei, die sofort die Aufmerksamkeit aller Kirchberger auf sich gezogen, umsomehr, als der Zweck dieser Gesandtschaft völlig unbekannt war, so daß es selbst dem Barbier, der sonst alles herausbrachte, noch nicht gelungen, der höchst merkwürdigen Erscheinung auf den Grund zu kommen.

Strichelius hatte also nichts eiligeres zu thun, als seinen Freund und Gönner Hornickel von der Ankunft der fremden Gäste in Kenntniß zu setzen und zugleich Gelegenheit zu nehmen, um einen kleinen Vorschuß einzukommen.

„Das hinterasiatische Volk,“ sprach er, „wirft mit Dukaten um sich, als wären es Zahlpfennige. Will ich mich ihnen nähern, darf ich im Wallfisch nicht als Lump leben und muß etwas aufgehen lassen. Auf ein paar Flaschen Niersteiner darf es da nicht ankommen. Eh' ich so einen Mohren vollgesoffen, daß die schwarze Kanaille beichtet, braucht's etwas. Weiß ich nur einigermaßen wo? und wie?, komme ich meinem Schaden, den die Sauferei kostet, bald wieder bei.“

Hornickel's Laune, die infolge des baumeisterlichen Malheurs ohnehin schlecht genug war, ward

durch die neue Anleihe vollends zugrunde gerichtet. Was ging ihn, dem die Baumeisterei so schmählich in den Brunnen gefallen war, die hinterindische Gesandtschaft an. Er hätte den unverschämten Strichelius, der so gar keine Notiz von seinem Unglücke nahm, nicht die geringste Theilnahme an den Tag legte und schon wieder Geld zu bloßem Versaufen haben wollte (er hatte erst vor acht Tagen in ähnlicher Angelegenheit seinen Besuch abgestattet,) mit ruhigem Blute erdrosseln können. Indeß faßte er sich, verschluckte seinen Grimm und nahm einen gerührten Ton an.

„Also, daß ich abermals nicht Baumeister geworden," sprach er vorwurfsvoll, „dafür habt Ihr kein Wort des Bedauerns, kein Wort des Trostes für mich, Euern Freund und Wohlthäter?"

„Was da, Baumeister," sprach leichtfertig Strichelius, „ich habe jetzt keine Zeit, mich mit Euren hochfliegenden Plänen zu beschäftigen; die hinterasiatische Gesandtschaft ist's, die mir durch den Kopf geht. Was die nach unserm miserablen Neste treibt, muß ich erfahren, oder ich will nicht Strichelius heißen. Aber dazu brauch' ich Mosem und die Propheten und dieß bedeutend! Der Herr Mufrid ben Hadschi oder wie der Herr Gesandte heißt, darf mich nicht

als armen Schlucker kennenlernen, sonst beißen Seine Hochgeboren nicht an."

„Und Eurer thörichten Neugier wegen soll ich mein Herzblut hergeben?"

„Wo Ihr's hernehmt, ob aus dem Herzen oder sonst wo, ist mir ganz einerlei. Aber zehn Thaler brauch' ich nothwendig."

„Strichelius, seht mich einmal an, Ihr seid ein schrecklicher Mensch."

„Ich weiß schon, wie Ihr aussehet; aber wozu diese so überflüssigen Randbemerkungen?"

„Befürchtet Ihr, Strichelius, gar nicht, dereinst in jener Welt zur Verantwortung gezogen zu werden ob des unmenschlichen Pumpes, den Ihr perpetuirlich bei mir anlegt, ohne je an eine Wiederbezahlung zu denken?"

„Das zu viele Denken macht nicht glücklich."

„Die Strafen in jener Welt sind furchtbar, Strichelius!"

„Die müssen wir abwarten. Jetzt aber hab' ich keine Zeit zu warten. Also zehn Thaler wenigstens, Hornickel — oder!"

Dieses ‚oder' wußte der Barbier auf so eigenthümliche Weise zu akzentuiren, daß der Wucherer, der jetzt wußte, daß mit dem vermaledeiten Menschen

nicht mehr zu spaßen, wieder mit einem seufzenden Fluche zu dem Schranke trat und die verlangte Summe hervorholte.

„Wenn diese hinterasiatische Gesandtschaft," sprach er für sich, „diesem meinen Peiniger die Gurgel zuschnürte, wollt' ich das Geld mit Freuden zahlen; aber diesem Strauchdieb bloß seinen unersättlichen Durst stillen zu helfen, das ist zu gräßlich!"

Wenn der Barbier von Hornickel'n Geld erhielt, nahm er es stets mit den Worten in Empfang: „Werde zurückerstatten, sobald meine Kräfte —" So auch dießmal. Er wußte, daß er durch diese Phrase, die wie Hohn klang, den Wucherer noch mehr in Harnisch brachte.

„Diese Kräfte," murmelte Hornickel ingrimmig, „möcht' ich kennenlernen." Nach einer Pause wiederholte er: „Also, daß ich nicht Baumeister geworden, darüber habt Ihr nichts, gar nichts zu sagen?"

„Nein!"

„Scheert Euch zum Satan!"

„Von dem geh' ich."

Mit diesen Worten war der leichtfertige Barbier zur Thür hinaus und die Treppe hinab.

„Natur, Natur," rief Hornickel mit emporgeho-

denen Armen, „was hast Du gedacht, als Du dieses Scheusal ins Dasein riefst!“

Drittes Kapitel.

Es war einer jener Frühlingsabende, wo die Sonne gesunken und die Landschaft in brennendem Golde schwimmt. Von den Kastanienbäumen, welche zu beiden Seiten der Landstraßen einen grünen Dom bildeten, fielen die letzten Blüten herab. Ueber reichen Korn- und Weizenfluren sangen einsame Lerchen und in der Ferne zog am Fuße der Waldberge ein kleiner Fluß, von Abendwolken anmuthig beleuchtet, friedlich dahin. Tiefe Stille ruhte auf dem Frühlingsthale, das mehr und mehr in einen rosenrothen Abendtraum versank.

Um das schöne Abendbild mit recht vollem Herzen zu genießen, hatte auf einer Steinbank, die von herabgefallenen Kastanienblüten ganz bedeckt war, ein Jüngling Platz genommen, dessen Bekanntschaft wir bereits früher gemacht haben. Es war niemand anderes, als der junge Ehregott Friedberg, der sich an der wunderherrlichen Abendlandschaft, die ringsumher ausgebreitet, nicht sattsehen konnte.

Der Friede, welcher in der Natur athmete, stimmte harmonisch zu dem Frieden, der in seiner Brust wohnte. Ja, nach langen Stürmen war dieser Friede, diese schöne Gabe Gottes, wieder bei ihm eingekehrt.

Wir hatten unsern jungen Freund verlassen, nachdem ihm Fidelis die glänzenden Anerbietungen zu einer Weltfahrt gemacht. Friedberg hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als seine Mutter brieflich von seinem so unverhofften Glücke in Kenntniß zu setzen. Frau Friedberg sah aber in dem Reiseprojekt, mit wie glänzenden Bedingungen es verbunden war, durchaus kein Glück für ihren Sohn. Auch vermochte es die verlassene Witwe nicht über sich zu gewinnen, den einzigen Sohn so ohne allen Zweck in die ferne fremde Welt ziehen zu sehen. Sie war nicht leichtgläubig genug, um dem Versprechen des jungen Briten ohneweiteres Vertrauen zu schenken. Eine arme Witwe, die ihr Lebenlang nicht aus den kleinbürgerlichen Grenzen ihres Wohnortes herausgekommen, vermochte sich schlechterdings nicht zu denken, wie ein völlig fremder und noch dazu ausländischer junger Herr an ihrem Ehregott so außerordentliches Wohlgefallen gefunden haben sollte, daß er denselben mit Reichthümern überschütten und in die weite Welt entführen wollte. Die bejahrte Frau

hatte während ihres Lebens mit schlechten Menschen und neuerdings erst mit dem Wucherer so bitterböse Erfahrungen gemacht, daß es kein Wunder war, wenn sie hinsichtlich der Menschen sehr mißtrauisch geworden. Demnach traute sie auch dem Fidelis nicht. Ihre Phantasie malte ihr die abschreckendsten Bilder. Sie sah ihren Einzigen, ihren Ehregott, durch Reichthum verlockt, auf Abwege gerathen. Sie sah ihn, als Sklaven verkauft, in fernem Lande im elendesten Zustande sein Dasein verkümmern. Daher griff sie, nachdem Ehregott's Brief die wichtige Neuigkeit verkündet, nach nicht allzulangem Bedenken ebenfalls zur Feder und erklärte ihrem Sohne in einem ausführlichen Schreiben, worin sie alle ihre Befürchtungen aussprach, daß sie ihre Einwilligung zur Reise nicht geben könne. Ehregott war wie aus den Wolken gefallen, als er die mütterliche Epistel überlas und sein Glücksgebäude so zusammenstürzen sah. Er setzte sich sofort hin und schrieb nochmals. Die Antwort, welche vonseiten der Mutter auf dieses zweite Schreiben des reiselustigen Sohnes einlief, sprach sich wo möglich noch entschiedener gegen die Weltfahrt aus. Frau Friedberg blieb bei ihrer Behauptung, daß, wenn Ehregott dem fremden Manne in die weite Welt folge, es sein und ihr

Unglück sei. Jetzt blieb dem Studenten nichts übrig, als sich selbst auf den Weg nach Kirchberg zu machen, um durch persönliche Ueberredung die Mutter zu gewinnen, daß sie ihre Erlaubniß gebe. Aber auch die mündlichen Ermahnungen vonseiten Ehregott's führten zu keinem erwünschten Erfolg. Vergebens bot der Reiselustige seine ganze Beredtsamkeit auf. Er zählte alle die Vortheile her, welche er haben würde, sobald er die glänzenden Anerbietungen des jungen Briten annähme.

„Bedenke, gute Mutter," sprach er, „welche bedeutende Summe Fidelis sofort erlegt, sobald Du Deine Einwilligung ertheilst; wie für Dein Alter gesorgt ist und daß ich bei meinem Alter noch nichts versäume, wenn ich mich ein Jahrlang in Gottes schöner Welt umschaue. Auf so einer Reise lernt man mehr Lebenserfahrung, als im längsten Semester. Ein gereister Mann ist ein ganz anderer Mann, als einer, der nicht von der heimatlichen Scholle hinweggekommen. Auch haben die Leute weit größern Respekt vor solchem."

Frau Friedberg hörte dergleichen Ergüsse ihres Sohnes mit großer Ruhe an, ließ sich aber in ihrer einmal gefaßten Ansicht nicht irremachen.

„Bleib' im Lande, nähre Dich redlich," pflegte

sie zu sagen. „Wer zu hoch hinauswill, fällt umso tiefer. Ich kann Dir Beispiele anführen, wo solche Reiselust nur ins Unglück führte. Du bist erzogen für den friedlichen Beruf des Lehrers, des Erklärers von Gottes Wort; aber nicht, um Dich in der halben Welt herumzutreiben und muthwillig in Gefahren zu begeben. Dein Beruf ist segensreicher, glaube mir, guter Sohn, als wenn Du voll Eitelkeit und Hochmuth ob des vielfach Erlebten in die Heimat zurückkehrtest. Wenn der liebe Gott uns der nöthigen Mittel beraubt hat, Dein Studium auf der Akademie zu vollenden, so hatte er dabei gewiß seine weisen Absichten. Wahrscheinlich eignest Du Dich besser zum Lehrer, als zum geistlichen Amte."

„Aber," hielt Ehregott entgegen, „ist es nicht ebenfalls ein Fingerzeig Gottes, daß er mich mit dem herrlichen Fidelis zusammengeführt und mir die Gelegenheit geboten, mein Glück zu machen und Dir ein sorgenfreies Alter zu bereiten?"

„Es kann bei solchen wunderbaren Gelegenheiten auch ein Anderer dahinterstecken, als der liebe Gott. Dein Zusammentreffen mit dem Engländer scheint mir einer Versuchung, einer Abwendigmachung vom rechten Wege so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Was meine paar Tage anlangt, die ich noch

hienieden zu verleben habe, wird Gott auch sorgen. Er hat es so viele Jahre gethan, sollte er mich zuguterletzt verlassen?"

Wenn Ehregott bei solchen Unterredungen oft seine ganze Redegabe vergebens aufgeboten hatte, stieß ihn zuweilen der böse Feind in den Nacken, so daß er etwas erbittert und trotzig wurde. Die Weigerung der alten Frau erschien ihm dann als Eigensinn, ihn von seinem Glücke, das sich gewiß so leicht nicht wieder in solchem Grade darbot, abwendig zu machen. Diese üble Stimmung artete einmal sogar in offenbare Rebellion aus, wo der sonst so sanfte und gutwillige Sohn den Gehorsam zu versagen drohte.

„Und ich werde doch reisen," sprach er; „die Gefahren, welche Eure Phantasie Euch vormalt, sehe ich allesammt nicht. In welchem Lichte erscheine ich zudem vor Fidelis, der meine Weigerung, ihn als Reisegesellschafter zu begleiten, leicht als Feigheit auslegen kann."

Frau Friedberg blieb selbst bei diesem Ausbruche der Widerspenstigkeit sehr ruhig. Sie rieth nicht mehr von der Reise ab.

„Immerhin folge Deinem Kopfe," sprach sie, „schlage die Bitten Deiner Mutter in den Wind.

Ich alte, schwache Frau kann Dich nicht halten. Ich werde Dich trotz Deines Ungehorsams in mein Gebet schließen, daß Dich der Himmel bewahre; aber bedenke auch, daß Du, wenn Du auf Deinem Vorsatze beharrst, das Herz Deiner alten Mutter brichst und sie um die Ruhe der noch wenigen Tage bringst, die ihr vielleicht der Himmel noch beschieden hat. Du hast freie Wahl. Du bist Dein eigener Herr. Handle darum nach Deinem Gewissen und laß uns dieses Kapitel, das uns soviel Unruhe bereitet, abbrechen. Fahre hinaus in die Welt, meine Liebe wird Dir folgen, ob auch Gottes Segen, weiß ich nicht."

Verzweifelt war Ehregott nach dieser letzten Unterredung hinausgelaufen in den Frühling. Wiederholt trat der Versucher zu ihm und flüsterte: „Willst Du wegen einer alten eigensinnigen Frau, die zudem nie Gelegenheit gehabt, das große Leben kennenzulernen, das dargebotene Glück von der Hand weisen? Sie sieht Schreckbilder, wo keine sind. Hundert andere Mütter würden Gott danken, wenn sich solch eine herrliche Gelegenheit darböte. Was muß Fidelis denken, daß Du Dich wie ein Schulbube von der Mutter gängeln läßt? Fasse einen männlichen Entschluß, schüttle die eines jungen Mannes unwürdigen Fesseln von Dir. Sei frei!"

Dagegen sprach eine andere Stimme: „Es ist Deine Mutter, deren Herz Du brechen und ihre, vielleicht letzten, Lebenstage verbittern würdest. Es ist nur Liebe, daß die alte Frau Dich nicht einem ungewissen Schicksale preisgegeben wünscht. Ein guter Sohn kränkt nimmer seine Mutter, deren ganzes Leben nur Liebe für ihn war, die so unendliche Opfer gebracht hat, die nöthigenfalls ihr Leben hingeben würde für die Erhaltung dessen, den sie unter dem Herzen getragen."

Auf diese Weise kämpften zwei Mächte unermüdlich in dem Innern des jungen Mannes. Siegte die feindliche, fühlte sich Ehregott als entschlossener Mann, ein gewisser Stolz bemächtigte sich seiner. Der nüchterne Verstand, der ihn die ganze Sache vom Gesichtspunkte der Weltklugheit, der Nützlichkeit auffassen ließ, stimmte ebenfalls bei. Gleichwohl stellte sich auch ein Gefühl ein, welches Ehregott nicht recht frei athmen ließ. Gewann jedoch die andere Stimme, die zu Gunsten der Mutter sprach, die Oberhand, ward dem Sohne wunderbar wohl; ein heitrer Frieden sank in seine Brust und beruhigte mit geheimer Gottesmacht die sich widerstreitenden Gedanken und Gefühle.

„Keine Schwäche, Student!" flüsterte von neuem

der Versucher. „Dieser innere Frieden ist nicht von Dauer. Betrachte ihn mit Nüchternheit; erwäge die Vortheile, die Du ihm opferst. Hier würden Reue und Vorwürfe nicht lange ausbleiben. Hast Du Deinen Entschluß zur Reise Deiner Mutter unwiderruflich mitgetheilt, ist es um ein paar Thränlein zu thun, womit die Weiber so leicht bei der Hand sind, um den schwachen Mann ins Bockshorn zu jagen, und sie wird bald Beruhigung fassen. Wenn Du nach Jahr und Tag ehrenvoll zurückgekehrt, wird sie Dir Dank wissen, daß Du Dich nicht an ihren Eigensinn gekehrt hast, sondern Deinem eigenen verständigen und männlichen Willen gefolgt bist. Wenn Du die Reise unternimmst, geschieht es ja hauptsächlich zum besten Deiner Mutter.“

Der Frieden wich von neuem aus Ehregott's Brust und der ringsum so schön ausgebreitete Frühling hatte allen Zauber auf das sonst so empfängliche Gemüth des jungen Mannes verloren. Die Blumen schauten zwar mit der alten Liebe zu ihm empor; aber er verstand sie nicht mehr; das liebliche Bachgeriesel, dem er sonst mit stillem Entzücken lauschte, war ihm nichts, als ein eintöniges, unerquickliches Geplätscher. Das Summen der Bienen, jener so einfache und doch so beredte Frühlingston, ließ ihn

gleichgiltig. Der himmlische Lerchengesang schlug theilnahmlos an sein Ohr. Die Schöpfung Gottes in ihrer Herrlichkeit kann nur von einem Gemüthe, in welchem der Frieden wohnt, als Schöpfung Gottes erkannt werden. Der innere Frieden ist es, der uns zu glücklichen Kindern Gottes macht, die sich ihres Vaters freuen.

Während unser junger Freund in solcher beklagenswerthen Seelenstimmung dahinwanderte, ward seine Aufmerksamkeit einer ziemlich umfangreichen wilden Rosenhecke zugewendet, in deren Blättergrün eine Grasmücke ihr Nestlein gebaut. Deutlich vernahm er das Nachfutterrufen der jungen Brut, deren geöffnete Schnäbel zum Neste hervorragten. Mit einer Geschäftigkeit und Sorgsamkeit ohnegleichen flog die gute Mutter hin und wieder, durch Würmlein und sonstige Speise die kleinen Schreihälse zufriedenzustellen. In ihrem Eifer für das Wohl ihrer Kinder scheute sie selbst den herangetretenen Wanderer nicht. Ehregott konnte den Fleiß und die Fürsorge des kleinen, grauen Vögleins nicht genug bewundern.

„Da sieht man," sprach er für sich, „was die Liebe einer Mutter bedeutet. Und das ist nur das kleine Mütterchen kleiner Thiere. Wie groß muß die Liebe einer Menschenmutter sein. Welch ein Herz

voll Liebe muß in einer solchen wohnen. Und solch ein Herz stehst Du im Begriff zu brechen? Für die Liebe, die Dir Dein Lebelang geworden, willst Du den Giftbecher reichen? Pfui, schäme Dich, Ehregott, und Du hattest die Vermessenheit, ein Prediger des Herrn zu werden?"

Der junge Mann schaute einige Sekunden lang hinaus in die blühende Schöpfung. Dann that er einen mächtigen Luftsprung.

„Ich reise nicht!" rief er mit lauter Stimme und im Augenblicke war die Welt um ihn her verwandelt. Alles klang und sang wieder, blühte und duftete; der Frieden Gottes war wieder eingekehrt und seine Engel dienten ihm. Sein Entschluß stand jetzt unwiderruflich. Ehregott eilte nach Hause und fiel seiner Mutter mit den Worten um den Hals: „Ich reise nicht!"

Die alte Frau trocknete sich eine Thräne, darauf faltete sie ihre Hände zum stillen Gebet.

„Verzeihe, mein Mutterchen," fuhr der gute Sohn fort, „daß ich Dir soviel Sorge und Kummer gemacht habe. Ich weiß, es war bös von mir. Aber dafür verspreche ich Dir hiermit, mag die Versuchung noch so oft zu mir treten, stets werde ich sagen: Hebe Dich weg von mir, was versuchst Du

mich? Ich bleibe bei Dir, mein Mutterchen, und Gott wird auch helfen!"

„Er hat schon geholfen, mein guter Sohn!"

„Wie so? Mutter," frug Ehregott.

Frau Friedberg erhob sich jetzt und nahm einen erbrochenen Brief aus dem Schreibepulte. Dann setzte sie sich wieder neben Ehregott, der verwundert aufhorchte.

„In der Angst meines Herzens," begann die Witwe, „als ich den Verlust unseres kleinen Vermögens in Erfahrung gebracht, wendete ich mich an einen alten Freund Deines seligen Vaters, den würdigen Pfarrer Hanke, welcher in der Residenz sich mancher achtenswerthen Bekanntschaft erfreut, mit der Bitte, falls sich eine einigermaßen annehmbare Hauslehrerstelle fände, Deiner zu gedenken. Und siehe, der wackere Mann hat der Bitte einer armen Witwe sein Herz nicht verschlossen. Während Du, mein Sohn, Deinen Spaziergang unternommen, ist dieser Brief angelangt, worin mir der würdige Seelsorger die Mittheilung macht, daß er Dir eine sehr annehmbare Stelle bei der reichen Familie Arnheim ausgewirkt hat, die Du bereits in den nächsten Wochen antreten kannst. Du hast bloß einen Zögling zu unterrichten, einen Knaben von zehn Jahren, da

die beiden Mädchen bereits das jungfräuliche Alter erreicht haben. Wie Du aus dem Briefe Dich selbst überzeugen kannst, sind die Bedingungen so günstig, als sie nur jemand in Deinen Verhältnissen immer wünschen kann. Nächst dem sehr anständigen Gehalt legt der Freund Deines seligen Vaters hauptsächlich auf den Umstand großen Werth, daß Dir, da Du nur den einzigen Knaben zu unterrichten hast, schätzbare Zeit zu Deiner eigenen Fortbildung verbleibt. Wie freue ich mich darum, mein Sohn, daß der Vater im Himmel Dein Herz gewendet hat."

Ehregott war durch diese völlig unverhoffte Botschaft seltsam bewegt. Also in derselben Zeit, als er sich nach langem, innern Kampfe entschlossen, als guter Sohn den Wunsch der Mutter zu erfüllen; in derselben Zeit, wo ihm so wunderbar leicht ums Herz wurde, hatte Gott bereits für sein ferneres Fortkommen gesorgt. Ja wunderbar sind oft die Fügungen der Vorsehung, nur daß sie von dem blöden Menschenauge nicht immer erkannt werden. Jeder Mensch, so er aufmerksam die Laufbahn seines Lebens durchforscht, wird auf jene höhere Führung stoßen, die bald klarer, bald umhüllter hervortritt. Das gläubige Gemüth, das sich kindlich der himmlischen Vorsehung hingibt, wird allerdings jene Führung von

Oben weit leichter zu erkennen vermögen, als das weniger gläubige, dem die Innigkeit mit Gott fremder ist. Der völlig glaubenlose Mensch, dem eine weise Weltregierung nur aus blinden Zufälligkeiten zusammengesetzt ist, der mit einer großen Hoffart und Uebermuth, mit seinem klügelnden Verstande an allem Wunderbaren und Unerfaßlichen hienieden seine Zweifelsucht übt, ein solcher wird von jener höhern Führung freilich gar nichts verspüren, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Zufall sein Gott ist und zu einer christlichen Anschauung sein stolzes Herz sich nicht zu erheben oder vielmehr zu demüthigen vermag; denn die christliche Gottanschauung macht gerade die tiefste Demuth zu einer Hauptbedingung.

Unser Ehregott hatte sich seinen christlichen Glauben treu bewahrt und darum erkannte er mit kindlicher Dankbarkeit in dem Schreiben des Pastors Hanke eine Fügung des Himmels. Was ihm daher vor wenig Stunden noch sehr schwer angekommen sein würde, ward ihm jetzt ganz leicht: — der Absagebrief an Fidelis. Um seine Mutter von dem Ernste seines Entschlusses außer allem Zweifel zu setzen, ergriff er sofort die Feder und schrieb an den jungen Briten. Er theilte demselben offen und ehrlich mit, warum es ihm unmöglich sei, von den so groß=

müthigen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Viele würden ihn darum einen Thoren schelten. Er müsse sich das gefallen lassen. Er wolle aber vor der Welt lieber als Thor dastehen, als vor seinem Gewissen als liebloser Sohn. Das Schreiben des Fidelis, welches darauf einging, lautete folgendermaßen:

‚Gute Seele!

Großes Fortün, wie es die Leute nennen, wirst Du bei solchen Gesinnungen auf dieser sündhaften Welt freilich nicht machen. Was fragt letztere danach, ob ein Mutterherz gebrochen wird oder nicht? Herz — Liebe — Opfer — gelten dieser klugen Welt für mythologische Begriffe, höchstens gut, in einem Rührstücke auf dem Theater verwendet zu werden. Glaube nicht, mein Ehregott, daß ich Dir zürne; im Gegentheil, ich achte, ich schätze Dich, und hoffentlich, daß wir nicht das letztemal auf dieser Lebensreise zusammengetroffen sind. Sobald ich das Programm meines künftigen Schwiegervaters abgegeigt, treffen wir wieder zusammen. Aber bis dahin entschuldige, wenn ich mich wenig um Dich bekümmern kann, da ich wirklich alle Hände vollzuthun habe. Aber schreib' mir zuweilen, wie Dir es geht. Zu den wenig Tugenden, die ich besitze, und die zugleich eine seltene Tugend ist, gehört die, daß ich keinen Brief unbeant-

wortet lasse. Lebe glücklich! Doch ist solcher Wunsch bei Leuten, wie Du, Luxus. Wer den schönsten Schatz im Herzen trägt, kann zwar von feindlichen Mächten mannigfach geprüft, aber trotzdem nie unglücklich werden. Sein Anker ruht auf himmlischem Meeresgrunde. Fidelis.'

,Nachschrift.

Obschon Du jetzt außer Stand gesetzt bist, die von mir gestellten Bedingungen zu erfüllen und mich als Reisemarschall zu begleiten, ist gleichwohl für Dein ferneres Studium, sowie zum besten Deiner Mutter, eine hinreichende Summe bei dem Handelshause van der Werft in B. deponirt. F.'

Das zweite Schreiben, welches Ehregott abfaßte, war an den Pastor Hanke, worin er seinen Dank für gütige Protektion aussprach, und das dritte an den Bankier Arnheim. Auf beide Zuschriften erfolgten bald Antworten. Hanke lud in dem seinigen Ehregott ein, daß er ihn, ehe er seine Stelle antrete, zuvor durch einen Besuch erfreue, was sich umso leichter bewerkstelligen lasse, da Lindenthal, das Kirchdorf, wo Hanke sein geistlich Amt verwaltete, auf dem halben Wege nach der Residenz gelegen war. Der Brief des Bankiers lautete zustimmend, doch erkannte man an der äußeren, wie inneren Form dieses

Schreibens, daß es mehr vom Geschäftsmanne als vom Vater diktirt war.

Bereits nach acht Tagen stand Ehregott reisefertig. Von dem Segen einer Mutter begleitet, hatte er seine Wanderung nach dem Orte seines neuen Berufes angetreten. Wir finden ihn im Anfange dieses Kapitels auf dem Wege nach Lindenthal, um seinem Gönner, dem Pastor Hanke, den gewünschten Besuch und zugleich seinen Dank abzustatten.

Nichts bietet wohl auf einer Wanderung durch gesegnete Gegenden einen anmuthigern Anblick dar, als ein freundliches Kirchdörfchen, hinter Aehren und Blumen versteckt; die Dächer von blühenden Kirsch- und Birnenbäumen umarmt; ein silberklares Bächlein, das aus den Waldbergen kommt, springt munter an Haus für Haus vorüber, während der alte Kirchenthurm wie ein treuer Hirte, der seine Schafe bewacht, sein altes graues Haupt zum blauen Himmel emporstreckt. Welcher Frieden über dem ganzen Bilde da tief im Abendrothe liegt. Ein solches Bild bot das freundliche Lindenthal, wo Pastor Hanke wohnte, und welches das nächste Ziel von Ehregott's Wanderung war. Der junge Mann konnte sich nicht sattsehen an der heitern und doch so friedlichen Idylle. Namentlich war es der alte Kirchenthurm, der bis

ans Dach in Grün und Blüten gehüllt stand, welcher des Wanderers Aufmerksamkeit auf sich zog. Plötzlich ließ sich ein Glockenspiel vernehmen und eine Choralmelodie zog durch die Stille des Abends. Ehregott blieb wunderbar ergriffen stehen und lauschte mit frommer Rührung den heiligen Klängen, die durch Blumen und Aehren daherklangen und unwillkürlich erinnerte sich seine Seele des Liedes:

‚Der manche Winternacht voll Sturm
Und manche Donnernacht gesehen,
O, sieh' den alten Kirchenthurm
In seinem Frühlingskleide stehen.

Aus weißem reichen Blütenmeer,
Die bis zum Dach emporgedrungen,
Ragt er empor, bemoost und hehr
Von Lerchen frühlingshaft umklungen.

Das Haupt in reinem Himmelsblau,
Das Kirchlein ganz umhüllt von Blüten,
So steht er, für die ganze Au
Ein Bild vom schönen Gottesfrieden.

Doch, ob des jungen Frühlings Pracht
Ihn überschattet reich mit Blüten,
Ob Sturmgeheul, ob Winternacht
Das alte graue Haupt umwüthen,

Sein Glockenspiel, treu zugethan,
Läßt nimmer von dem Lied, dem alten;
D'rum stimmt der Thurm all Abend an:
‚Wer nur den lieben Gott läßt walten!‘

Der Choral war verklungen. Wie ein Gruß von Oben hatten sich die frommen Klänge an Ehregott's Herz gelegt.

„Welch schöne Sitte," sprach er, „den stillen Abend mit einem frommen Liede zu begrüßen und die scheidende Sonne mit einem solchen zu Grabe zu geleiten."

Ehregott nahte sich immer mehr dem Dörflein, über das tiefer die Schatten des Abends herabsanken. Nach einem Viertelstündchen stand er an der Pforte der Pfarrwohnung. Er zog den Glockenring. Der treue Hofhund schlug an und bald fühlte sich Ehregott von dem wackern Gastfreunde herzlich umarmt und in die geistliche Pfarrwohnung eingeführt. Da der Abend so wunderschön, hatte der Prediger Sorge getragen, daß unter der alten Linde im abendlichen Pfarrgarten ein Tischlein für die Vespermahlzeit gedeckt worden. Ein Fläschchen guten Rheinweins lauschte verstohlen hinter einem mächtigen Schinken und einer Schüssel voll Erdbeerkaltschale hervor. Da Hanke nicht verheiratet, machte er sich kein Gewissen, seinem Weinkeller eine besondere Vorliebe zuzuwenden, und niemand war ihm lieber, als wer dann, so er eine gute Sorte aufgetragen, fleißig zusprach. An Ehregott fand er freilich weder einen

starken Weintrinker, noch Weinkenner; doch das störte die Harmonie der beiden Freunde nicht, die bald bei dem freundlichen Abendtische saßen und bei dem Leuchten des Abendsterns, der im himmlischen Glanze am westlichen Himmel herabschaute, ihre Erdbeerkaltschale verzehrten. Es währte nicht lange, als das Gespräch auf religiöse und kirchliche Tagesfragen kam, die damals die gebildete Welt hauptsächlich bewegten. Während auf der einen Seite sich ein trostloser Materialismus kundgab, ein dürrer, unerquicklicher Rationalismus die Herzen austrocknete, erhob auf der andern Seite die exklusive und verdammungssüchtige Orthodoxie donnernd ihr Haupt.

„Es freut mich innig," sprach der Prediger, indem er Ehregott die Hand reichte, „daß Sie, mein junger Freund, sich sowohl von der einen wie von der andern extremen Richtung ferngehalten haben. — Der Weg der Wahrheit und des Segens ist sicher nicht bei jenen extremen Parteien zu suchen. ‚Medio tutissime ibis,' ist ein Spruch, der seine Wahrheit nie verläugnet hat. Auch ich," fuhr der würdige Geistliche fort, „gehörte früher jener freigeistigen Richtung an, die, von unversiegbarer Zweifelsucht gequält, den Maßstab unseres Verstandes und Wissens selbst an solche göttliche Dinge und Erscheinungen

legt, welche über den Gesetzen unseres Denkvermögens weit erhaben stehen. Diese Richtung ward zu meiner Zeit selbst von sehr hervorragenden Geistern vertreten und sie hat in negativer Hinsicht gewiß auch ihr Gutes gehabt. Sie kommt mir vor wie Höllenstein, um die Auswüchse der entgegengesetzten Richtung hinwegzubeizen. Wie die Homöopathie ebenfalls ihr Gutes schon dadurch bewirkte, daß sie die Allopathie zu größerer Einfachheit zurückführte, so auch auf kirchlichem Gebiete. Ich halte es sogar für eine recht weise Einrichtung vom Himmel, wenn die Jugend und namentlich die theologische Jugend erst durch das Fegefeuer des Zweifels zu einem Glauben gelangt, der uns allein mit Gott und Christum versöhnt und der mir deßhalb als der wahre Glaube erscheint, weil er den Frieden des Geistes und Gemüthes wunderbar befördert. Ich verstehe aber unter wahrem Frieden einen solchen, der durch keine Seiltänzersprünge eines grübelnden Verstandes wieder wankend gemacht werden kann. Dieser wahrhaft Kraft erweckende Glaube wird aber nicht gewonnen, indem wir auf die erste beste Glaubensformel schwören, sondern er ist der Siegespreis eines oft sehr schweren und sehr langen Kampfes. Jener schöne fromme Glaube, wie ihn uns die

fromme Mutter gelehrt hat, wie wir ihn in der ersten Schule erlernten, wie leicht kann dieser wankend gemacht, ja gänzlich verloren werden. Wie wenig ist er oft im Stande uns zu schützen, sobald wir in die große Welt treten, wo von allen Seiten Zweifel und Sünde über uns hereinbrechen. Hier gilt es, tapfer zu kämpfen; aber wie weise zeigt sich die göttliche Einrichtung auch hier. Dasselbe Leben der großen Welt, das uns den frommen Glauben genommen, führt uns auch zu demselben zurück, sobald wir uns nur ernsthaft angelegen sein lassen, den inneren Frieden wiederzufinden."

Ehregott pflichtete den Worten seines Gastfreundes vollkommen bei.

„Auch ich," sprach er, „habe die Periode des Zweifels, welche Sie, mein hochwürdiger Freund, sehr richtig mit einer Art Fegefeuer vergleichen, durchgemacht; doch nahm sich Gott meiner bald wieder an, und ich kehrte, wie der verlorene Sohn, mit Demuth und kindlicher Liebe zu dem Vater zurück."

Der fromme Prediger hielt die Hände gefaltet und schaute nach dem sinkenden Abendstern. Auf seinem milden Antlitz ruhte der tiefe Frieden seines Innern und mit einer Ueberzeugung, wie sie nur der

nach langem Kampfe errungene Glaube zu geben vermag, sprach er:

„O, Zweifler, laß Dein Grübeln, Sinnen
 Nach Dingen, die da unerforschlich sind,
Du stehst in Nebeln mitten innen,
 Ein hilflos, ein verlassen Kind;
Wer, daß er jedes Räthsel löse,
 In stolzer Hoffart sich vermißt,
Erkennt zuletzt in seiner Blöße
 Nur, daß er selbst unglücklich ist.

Du fragst: ward mir für dieses Leben
 Nicht Forscherdrang, Geist und Verstand?
Ja forschen sollst Du, rastlos streben,
 Doch wisse, nur an Gottes Hand.
Wie willst Du Wahrheit, Weisheit finden,
 Sobald Du jenen Gott vergißt,
Den Gott, der in den letzten Gründen
 Ja aller Weisheit Anfang ist?

Und wenn Du Dich mit Wissen blähest,
 Mit des Verstandes schärfstem Licht,
Sobald Du Deinen Gott verschmähest,
 Spricht auch Dein Mund die Wahrheit nicht.
Dann steht, o glaub' es, hoher Seher,
 Ein betend Kind in heil'ger Ruh
Dem großen Vaterherzen näher,
 Als all mit Deiner Weisheit Du.

Du bist kein Trost für kranke Seelen,
Wie hochgelahrt Dein Mund auch spricht,
Warum? ich will Dir's nicht verhehlen,
Weil Dir es selbst an Trost gebricht.
Du bist kein Stab für Schwache, Müde,
Um zu erleichtern ihre Last,
Weil im verhärteten Gemüthe
Du selbst den Stab verloren hast.

Wer gibt mir Kraft zu allem Guten?
Wer schenkt mir Frieden, Himmelsruh?
Wer, wenn des Herzens Wunden bluten,
Deckt sie mit seinem Balsam zu?
Nicht Du, der selber trostlos, trübe,
Sich zweifelnd quälet früh und spat,
Nicht Du, nein, meines Vaters Liebe,
Wenn sich sein Kind ihm bittend naht!"

Ehregott hatte nicht ohne Bewegung den gläubigen Versen zugehört. Dann wiederholte er mit tiefer Empfindung die Worte:

„Ja, wie hochgelahrt ihr Mund auch spricht,
Sie sind kein Stab für Schwache, Müde,
Weil ihnen selbst der Stab gebricht!

Wie oft habe ich das gefunden. Wie zu beklagen sind jene, die jedes Räthsel vermöge ihres Geistes zu erforschen sich bemühen und immer au

neue und größere Räthsel stoßen. Ich habe unter diesen oft sehr gelehrten Köpfen nie einen recht Glücklichen gefunden, nie einen, der mit sich, mit Gott und der Schöpfung im Einklang sich befunden hätte."

„Diese Erscheinung," meinte der Prediger, „erklärt sich sehr leicht. Anstatt, daß jene beklagenswerthen Menschen Gott in großer Demuth danken sollten, weil er sie mit so reichem Geiste und Wissen ausgestattet, glauben sie in ihrem Uebermuthe auf eigenen Füßen stehen zu können. Und hierdurch eben brechen sie sich den Stab; hierdurch geschieht es, daß kein Frieden in ihnen wohnt, sondern Hoffart und Mißmuth. In der Regel pochen solche Leute viel auf ihr Sittengesetz. Wie manchen habe ich fast renommistisch ausrufen hören: ‚Ich thue das Gute um des Guten willen, ich verlange weder Gnade, noch Belohnung von Gott. Das Sittengesetz genügt mir. Euern Christenglauben brauch' ich nicht!' — O, mein junger Freund, und wie war es oft so mißlich um die Sittlichkeit dieser Tugendhelden beschaffen. Ja, einige dieser Unglücklichen habe ich selbst gekannt, welche durch ihre freigeisterische Richtung zum Selbstmord geführt wurden. Nachdem ihnen das Leben keinen Reiz mehr bot, warfen sie es hin mit einer Leichtigkeit, mit einer Gewissenlosig-

keit, wie man sich eines lästigen Kleidungsstückes entledigt. Kann aber eine Lehre, eine Philosophie oder Religion die wahre sein, die zum Selbstmord führt?"

„Gewiß nicht", versetzte Ehregott.

„Ich gehe etwas weiter," fuhr der Prediger fort, der, wenn er auf solche Gespräche kam, etwas warm zu werden pflegte. „Wie Viele gibt es auch, welche da glauben, den ganzen Segen des Christenthums zu besitzen, sobald sie ihr Leben streng nach der Sittenlehre Christi einrichten und den Kern der gesammten Christusreligion in dem Spruche des Meisters finden: ‚Was Du willst, daß Dir die Leute thun sollen, thue ihnen auch.' — Ich will nur gestehen, mein junger Freund, daß es mir eine geraume Zeit nicht besser ergangen ist. Auch findet man gewiß treffliche Menschen, die dieser Richtung angehören. Sie sind edel, gut, demüthig, selbstaufopfernd — aber die Person Christi läßt sie gleichgiltig. ‚Wir haben seine Lehre,' sagen sie, ‚was brauchen wir mehr? Ob er auferstanden, Wunder verrichtet, zum Himmel gefahren, sind alles Dinge, über die wir nicht streiten wollen. Wir lassen sie auf sich beruhen. Die himmlische Lehre ist uns die Hauptsache.' Und wie viel Tausende gibt es, die heutigen Tages noch so sprechen. Wir wollen ihnen darum

nicht zürnen, geschweige nach Art einer finstern Orthodoxie das Verdammungsurtheil über sie aussprechen; aber beklagen wollen wir sie aufrichtigen Herzens, daß sie von der herrlichen Blume des Christenthums gleichsam mit ein paar schönen Blättern zufrieden sind und von dem Herzblatte dieser herrlichen Blume, welches gerade die Person Christi ist, und zwar die göttliche Person Christi, weniger wissen wollen. Die christliche Moral ist etwas fürtreffliches, aber es fehlt ihr die himmlische Weihe ohne die Person Christi; sie ist eine wunderschöne Blume, aber es fehlt ihr Duft, der Thau des Himmels, der beseligende Glaube, daß es der Mund eines Gottes war, der jene Lehre der hilfsbedürftigen Menschheit verkündete. Und nicht allzuschwer ist jener herrliche, beseligende Glaube zu erringen, wenn uns nur recht darum zu thun ist, ihn zu finden. Ihn absolut anbefehlen, ist wohl kaum der richtige Weg. Er muß eine freie Errungenschaft des eigenen Geistes und Gemüthes sein. Um ihn zu erlangen, bedarf es durchaus nicht, daß wir der Vernunft alle Forschung untersagen; im Gegentheil, bei vielen wird er durch solches Forschen erst gefunden. Aber eine Hauptsache dabei ist, daß man mit redlichem Willen und mit kindlichem Herzen forscht. Wie seid

Ihr zum Beispiel, mein junger Freund, bei dieser hochwichtigen Angelegenheit zuwerke gegangen?"

„Ich schlug den Weg ein," antwortete Ehregott, „den Ihr so eben angedeutet. Ich forschte mit redlichem Streben und einfältigem Herzen in der Schrift und bei den weisen Männern, die uns überhaupt Berichte über jene hochwichtige Zeit, in welcher Christus lebte, hinterlassen haben, und gelangte, ohne irgend mich Schwärmereien hinzugeben, ohne meinem Gefühl, dem forschenden Geiste gegenüber, zu große Macht einzuräumen, zu der vollkommensten Ueberzeugung, daß ein bloßer Mensch, und wenn er mit den außerordentlichsten Gaben ausgestattet gewesen, nun und nimmer das zu leisten vermocht hätte, was Christus, der eingeborne Sohn Gottes, geleistet hat. Der ‚große Weise von Palästina', wie die Rationalisten den Heiland nicht selten zu nennen belieben, wäre als bloßer Weiser nimmer im Stande gewesen, die ganze Menschheit emporzuheben aus Heidenthum und Sünde. Man muß die Erscheinung Christi und ihre Wirkung mit nüchternem Geiste im großen Ganzen auffassen, man muß diese vollkommen neue, zweite moralische Schöpfungsperiode in Einklang mit der früheren Schöpfungsperiode bringen, und man wird in Demuth sein Haupt neigen

und, was auch der grübelnde Verstand dagegen einwenden mag, in aller Klarheit die große Wahrheit als eine unerschütterliche erkennen, daß Christus ein Wesen weit höherer Natur war, als alle weisen Männer, die je die Weltgeschichte mit ihrem Glanze erfüllt."

Der Prediger, von Ehregott's Rede wohlthuend berührt, ergriff das Glas und klang mit dem jungen Manne an.

„Mir aus der Seele gesprochen! Ach, warum gibt es noch so Viele, die diesen schönen beseligenden Glauben, der unserer Vernunft ja gar nicht zu nahe tritt, nicht in die Seele und ins Herz fassen. Und spricht für seine Wahrheit nicht auch die Erfahrung? Was ist denn aus allen Glaubensgemeinden geworden, die mit der christlichen Moral allein auszukommen hofften und den Glauben an die Göttlichkeit Christi mit ihrer Vernunft nicht für vereinbar hielten? Was waren sie? Bäume ohne Wurzeln und ihren Blüten fehlte der Duft und der Thau des Himmels. Ich würde nicht so aus Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht die rationelle Schule selbst durchlaufen und als strebender Jüngling, der es liebt, stolz der eigenen Kraft zu vertrauen, dafür begeistert gepredigt hätte. Und trotzdem muß ich geste-

hen, daß ich selbst in der Zeit, wo ich es der Würde meiner Vernunft durchaus für unangemessen hielt, eine Göttlichkeit der Person Christi zuzugeben, wollte ich mich erbauen, die Predigt des strenggläubigen Geistlichen der des rationellen Predigers vorzog. Es fehlte ein Etwas, das der Rationalist nicht zu geben vermag. Wie danke ich darum meinem himmlischen Vater alltäglich in meinem Gebete, daß er mir in spätern Jahren dieses Etwas gegeben hat; es ist der lebendige Glaube an den eingebornen Sohn Gottes, jene nie versiegende Heilquelle für alles Leiden dieses Lebens."

Nach einer Pause fuhr der würdige Mann Gottes fort: „Und weil ich von Euch wußte, lieber Friedberg, daß Ihr diesen beseligenden Glauben theilt, darum eben gab ich Euch unter zahlreichen theologischen Bewerbern um jene Stelle den Vorzug. Ihr kommt in eine Familie, die zu den sogenannten spezifisch weltlichen Familien gehört, und wo es nur von Heil und Segen sein kann, wenn ein Mann, wie Ihr, auftritt, der einem herzaustrocknenden Rationalismus ebenso fern steht, wie dem finstern Glaubenseifer eines Buchstabengläubigen, sondern die Himmelslehre unseres Heilandes mit jener Milde verkündet und dafür die Gemüther zu gewinnen sucht,

wie ja der Meister selbst mit so leuchtendem Beispiele vorangegangen ist."

Der Prediger verbreitete sich jetzt weiter über die Familie Arnheim.

„Ihr findet lauter gute Leute," sprach er, „aber eben nur gute Leute, wie sie Reichthum und glückliche Verhältnisse mit sich bringen. Unglück, Kummer, Herzeleid sind ihnen höchstens aus Romanen und Schauspielen bekannt. Die Welt preist sie glücklich und findet sie beneidenswerth, und gleichwohl fehlt ihnen die Hauptsache, jener Stab, auf den sie sich stützen können, sobald einmal der Sturm des Unglücks über sie hereinbricht. Sie besuchen die Kirche, weil es die Sitte mit sich bringt; sie sind auch wohlthätig, weil es ihre angesehene Stellung in der Gesellschaft verlangt. Man wird den Namen Arnheim selten auf einem Subskriptionsbogen vermissen, wo es sich um einen guten Zweck handelt. Bei so großem Vermögen ein paar Thaler mehr oder weniger, was thut das. Von einer Einschränkung, einer Entsagung, einer Opferbereitwilligkeit ist bei dieser Art von Wohlthätigkeit natürlich nicht die Rede. Und gleichwohl glaubt man auf solche Art alles gethan zu haben, den lieben Gott zufriedenzustellen, damit er Nachsicht übe, wenn auf der

andern Seite im bloßen Interesse der Eitelkeit und Genußsucht Hunderte zum Fenster hinausgeworfen werden. Man bewegt sich — wie leider in so vielen Familien der Fall — in dem sogenannten bequemen Christenthume, welches mit anstandgemäßem Kirchenbesuche, nobeln Almosen und Vermeidung der Verstöße gegen die gute Sitte alles gethan zu haben glaubt, was man von einem Christenmenschen überhaupt verlangen kann. Bei diesem bequemen Christenthume denkt man freilich nicht an das Ausjäten jenes bösen Unkrauts, welches, je höher es emporwuchert, umso mehr unser Leben vergiftet und verunschönt. Ich meine hier all die kleinen Schlangen und Schlängelchen, die ihr Nest so gern im menschlichen Herzen bauen; als da sind Eitelkeit, Hoffart, Neid, Mißgunst, Verläumdung, Haß, Menschenfurcht und was das Geziefer für Namen hat. So ist Herr Arnheim ein tüchtiger Handelsherr, der sein Geschäft gelernt hat und versteht; aber in dem Worte ‚Geschäft' läuft auch sein ganzer Lebenszweck zusammen. Alles, was außer Kursen und Prozenten das Leben theuer und angenehm macht, ist ihm gleichgiltig. Wissenschaft langweilt ihn, Schöpfungen der Kunst nimmt er mit jener blasirten Gleichgiltigkeit und vornehmen Geringschäz-

zung hin, hinter welchen sich Unkenntniß so gern zu verstecken pflegt. Glaube und Religion sind ihm höchstens Dinge, gut genug, den ungebildeten Pöbel in Respekt zu halten. Wenn er seine Seele versichern könnte, wie man das Leben versichern kann, wenn er sich einen Wechsel auf die Seligkeit ausstellen lassen könnte, würde er sich bei diesem ‚Geschäft' vielleicht betheiligen. Der Begriff Unsterblichkeit nimmt auf seinem Kurszettel den tiefststehendsten Posten ein. Was wäre ihm auch Unsterblichkeit ohne ‚Geschäft.' Ein unsterblicher Kredit, eine unsterbliche Firma sind für ihn allenfalls Dinge, wo das Wort unsterblich in Betracht kommen könnte. Allerdings gibt es für diesen Mann eine Glückseligkeit, aber diese besteht nicht in einem glücklichen Leben nach dem Tode, sondern in dem Gedanken, vom Landesfürsten, welchem er in Geldsachen nicht unbedeutende Dienste geleistet, in den Adelstand erhoben oder wenigstens mit irgendeinem Orden geschmückt zu werden. Falls man ihm diesen Herzenswunsch erfüllte, würde er sich für den Glücklichsten unter den Sterblichen halten. Hier kann man sehen, wie verschieden die Begriffe von Glück hienieden sind. Das Kind ist glücklich, wenn es ein Steckenpferd, eine bunte Puppe bekommt, der Knabe ist

glücklich, wenn er die erste Uhr erhält, der Liebende ist glücklich im Besitze einer Haarlocke der Geliebten, der Mann ist glücklich, von seinem Fürsten mit einem Orden begnadet zu werden. Alle sind glücklich und — wie vergänglich sind diese geträumten Herrlichkeiten! Ein Windhauch und sie sind verweht! Ach, daß die guten Menschen auf geträumtes Glück so hohen Werth legen, während sie das wahre Glück, das dauerhafte Glück, ich meine das kindliche Verhältniß zu ihrem himmlischen Vater so wenig der Beachtung werth halten, daß sie des Heilands Spruch: ‚Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes' — so oft aus den Augen verlieren. Thörichte Menschheit, was gibst Du Dir für Mühe, ein armselig irdisch Gut zu erjagen, was arbeitest Du, was quälst Du Dich; und um ein himmlisches Gut zu erlangen, bist Du so träge, kaum die Hand zu erheben!

„Was ich von Herrn Arnheim Euch mitgetheilt," fuhr nach einer Pause der Prediger fort, „gilt im vergrößerten Maßstabe auch von dem weiblichen Theile der Familie.

„Frau Arnheim ist eine stolze, fast etwas hochmüthige Frau. Worauf sie stolz ist, weiß ich freilich nicht, wie mir überhaupt ein Räthsel ist, worauf wir gebrechliche Menschenkinder stolz sein wollen. Bin ich

stolz auf meine Geburt, so ist das ein umso weniger gerechtfertigter Stolz, je weniger es mein Verdienst gewesen, von hochgestellten Eltern geboren zu werden. Bin ich auf meinen Geist, meine Talente stolz, so sind das Gaben von Gott, die mir völlig unverdienterweise geworden, und bei welchen mich die Dankbarkeit gerade Demuth lehren sollte. Bin ich stolz auf irdischen Reichthum, so ist dieser Stolz noch thörichter, weil mir Gott, der mir diese Güter anvertraut, sie eben auch wieder nehmen kann. Es ist also nur Ein Stolz denkbar, der sich vielleicht rechtfertigen ließe, das ist der Stolz auf hohe Tugend; aber wer hohe Tugend besitzt, ist wieder nicht stolz. Hier fällt der Stolz von selbst weg.

„Auf die beiden Töchter der Familie, Marianne und Josephine, zu kommen, so sind beides Weltkinder, wie wir sie so oft in wohlhabenden Familien vorfinden. Gefallsüchtig, putzsüchtig, für den Salon gebildet, haben sie kaum wohl darüber nachgedacht, ob sie noch für etwas anderes geschaffen, als um geschmackvolle Toilette und später eine glänzende Partie zu machen. Sie sind von Herzen nicht bös; aber das darin ruhende Gold ist überwuchert von Unkraut, so daß nur selten ein goldener Blick hindurchleuchtet. Um endlich auf Euren künftigen Zögling zu kommen,

so ist er noch zu sehr Kind, als daß sich sein Charakter schon jetzt bestimmen ließe. Etwas verzogen wird er wohl sein, da er der einzige Knabe ist, und Ihr werdet daher wohlthun, gleich im Anfang eine etwas ernste Stellung zu ihm einzunehmen. Hiermit also, mein junger Freund, habe ich das Feld gezeigt, auf welchem Ihr in nächster Zeit zu arbeiten habt, und Euch mit den Personen etwas bekannt gemacht, in deren Nähe Ihr Euch bewegen werdet. Ich verspreche mir von Eurer Wirksamkeit nur Gutes. Gottes Segen wird bei Euch sein!"

Ehregott dankte herzlich für die ihm gewordenen Mittheilungen und die zwei Freunde saßen noch lang bei einander in der herrlichen Frühlingsnacht. Golden zogen da Oben die Sterne dahin. Ueber den Waldbergen stand der Orion in leuchtender Pracht. Voran wandelte Aldebaran mit ihrer Gluckhenne, dem Siebengestirn; noch weiter voraus zogen die Zwillinge. Rechts zur Seite leuchtete Procyon... während im Hintergrund der Solitair des ganzen Sternenhimmels, der prachtvolle Sirius, in funkelnder Majestät strahlte.

Die beiden Freunde konnten sich nicht sattsehen an jenen fernen Sonnen, die seit Jahrtausenden dieselben Bahnen wandeln.

„Ja," sprach nach langer Pause der Prediger nicht ohne Bewegung, „unser göttlicher Freund hat Recht: ‚In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.' Die Sinne schwindeln bei dem Gedanken, daß jene Welten, gegen welche unsere Erde zu einem Sandkorne zusammenschwindet, nicht öde und unbewohnte Wüsten, sondern daß sie ebenfalls bevölkert sind von Geschöpfen, welche der Liebe Gottes ihr Dasein verdanken. Aber von welcher Beschaffenheit jene Geschöpfe, das ist das Räthsel, worüber schon so mancher gegrübelt und vergebens gegrübelt! — Wie bei so vielen Räthselfragen, thun wir auch hier am besten, anstatt über unerforschliche Dinge zu grübeln, gläubig die Hände zu falten und zu rufen: Lieber Gott, der Du auf unserer Erde alles so weise eingerichtet hast, wirst Deine Weisheit in demselben Grade bewährt haben, wo es sich nicht um eine kleine dunkle Erde, sondern wo es sich um unermeßlich große und leuchtende Sonnen handelt!"

Ehregott, der fortwährend nach dem Sternenhimmel emporgeschaut hatte, sprach: „Wenn man sich auch Mühe geben wollte, all diese leuchtenden Welten zu zählen, so würde das bei dieser Menge doch eine vergebliche Mühe sein."

Der Prediger lächelte. „Und gleichwohl sind

sie gezählt," sprach er, „nicht bloß die sämmtlichen Sterne, die Ihr hier mit bloßen Augen zu erkennen vermögt, sondern eine noch weit größere Anzahl, die erst durch die Ferngläser dem Auge sichtbar wird. Nicht bloß gezählt sind sie, sondern auch auf das sorgfältigste beobachtet, ja von vielen kennt man selbst ihr mehr oder minder schnelles Fortrücken im Weltenraume. Also könnt Ihr getrost behaupten, daß selbst das kleinste unbemerkteste Lichtfünkchen, das Ihr da Oben schimmern seht, für den Astronomen ein Gegenstand der sorgfältigsten Beobachtung und Berechnung ist. Von all diesen Sternen da Oben, so Ihr mit bloßen Augen sehet, ist keiner, der nicht auf den astronomischen Sternkarten verzeichnet stünde, der nicht seinen Namen, seinen Buchstaben oder seine Zahl hätte."

„So weit wäre die Astronomie vorgerückt?" frug nicht ohne Verwunderung Friedberg, dessen Kenntniß des Sternenhimmels nicht über das gewöhnliche Wissen der Laien hinausging.

„O, mein junger Freund," versetzte der würdige Pfarrer, „da haben es unsere heutigen Astronomen noch viel weiter gebracht. Bedenkt, daß bereits der große William Herschel, der noch dem vorigen Jahrhundert angehört, vermittelst seines Riesenteleskops

den uns sichtbaren Theil der Milchstraße in nicht weniger denn achtzehn Millionen unterscheidbare Sterne aufgelöst, die uns jedoch so fern stehen, daß von den nächsten der Lichtstrahl viertausend Jahre brauchen würde, um zu unserer Erde zu gelangen. Betrachtet ferner jenen hellen Flecken dort oben im Sternbilde des Schwans. Da stehen auf der Fläche von wenigen Vollmondgrößen an die fünfzigtausend, dem wohlbewaffneten Auge unterscheidbare, Sterne. Ein gleiches gilt von der hellen Stelle dort unter dem Gürtel des Orion, des sogenannten Jakobstabes. So weit war schon Herschel und welche großartigen, Geist und Herz erhebenden Entdeckungen sind von der neueren Astronomie gemacht worden!"

„O, verehrter, väterlicher Freund," bat Ehregott, „theilt mir doch einiges von diesen neuen Entdeckungen mit. Es gibt nichts erhebenderes für mich, als wenn ich bewundernd sehe, wie weit es die menschliche Wissenschaft in der Erforschung der Wunderwerke Gottes gebracht hat."

„Es ist das ein gar großes Feld," versetzte der Prediger, „und ich würde bis morgen Früh erzählen müssen, wollte ich Euch nur einen schwachen Umriß von dem jetzigen Stande dieser Königin aller Wissenschaft geben. Ich will mich daher nur auf einige

der bedeutendsten Entdeckungen aus dem Gebiete der neuesten Astronomie beschränken und will daher zunächst von einem Triumphe der Theorie, von der Entdeckung oder vielmehr der Errechnung des Planeten Neptun einige Worte sagen. — Schon seit längerer Zeit waren die Astronomen infolge der Unregelmäßigkeiten, die sich im Laufe des Planeten Uranus vorfanden, auf die Vermuthung gerathen, daß diese Störungen wahrscheinlich von einem jenseitigen Planeten herrühren müßten. Aber wo steckte dieser Störenfried? Das war die Frage. Da setzt sich in Paris Herr Leverrier, ein astronomischer Rechenmeister, hin und rechnet, nicht bloß das Blaue, sondern selber die Sterne vom Himmel. Er errechnet die Bahn, den Abstand von der Sonne, die ungefähre Größe dieses unbekannten Planeten und theilt sein Rechenexempel der pariser Akademie mit. Die Sache macht natürlich großes Aufsehen in der ganzen gelehrten und besonders der astronomischen Welt. Der neue Planet ist so gut wie gefunden, nur der Ort, wo er sich befindet, ist noch unbekannt. Also setzt sich Herr Leverrier von neuem hin und rechnet. Und als er mit seiner abermaligen Rechnung fertig, nimmt er einen Briefbogen und schreibt an seinen Kollegen Galle in Berlin: ‚Richten Sie,‘ schreibt er, ‚Ihr

Teleskop den und den Tag, die und die Stunde da und dahin, so werden Sie einen Stern achter Größe entdecken, der auf Ihrer neuen Sternkarte nicht steht.' Herr Galle that, wie ihm geheißen, und fand an der bezeichneten Stelle richtig den Neptun. Nun müßt Ihr wissen, was es bedeuten will, einen Stern achter Größe unter jenem Sternengewimmel auffindig zu machen; da es eines ganz klaren Himmels bedarf und man ein sehr scharfes Auge haben muß, ohne Fernglas nur die Sterne fünfter Größe zu erkennen."

„Da hat man wohl auch berechnet," frug Ehregott, „wie viel Sterne man überhaupt mit bloßen Augen erblicken kann?"

„Nichts ist leichter," erwiederte der Prediger. „Die Anzahl der Sterne, die wir mit bloßem Auge (doch muß dasselbe ziemlich scharf sein) zu erkennen vermögen, beläuft sich auf etwa dreitausend. Diese Anzahl wächst jedoch im gewaltigen Maßstabe, sobald wir immer stärkere Teleskope zur Anwendung bringen. Bei der achten Größe wird sich die Anzahl der sichtbaren Sterne leicht an die Hunderttausend belaufen."

Ehregott faltete unwillkürlich die Hände. „Ja," sprach er, „in unsers Vaters Hause sind viele Wohnungen."

„Eine andere, nicht minder wichtige Entdeckung, die wir der neueren Astronomie verdanken," fuhr der Prediger nach einer Pause fort, „besteht darin, daß man von einigen der sogenannten Fixsterne sogar ihre Entfernung von der Erde wissenschaftlich nachgewiesen hat, eine Berechnung, die in allen vergangenen Jahrhunderten von den Astronomen für eine Unmöglichkeit gehalten wurde. Um den Abstand jener fernen Welten von der Erde zu messen, bedarf man, nach den bekannten mathematischen Gesetzen, eine Linie, das erforderliche Dreieck darauf zu errichten. Wo aber eine so lange Linie auf der kleinen Erde herbekommen? Man nahm daher früher die Zuflucht zum Durchmesser der Erdbahn um die Sonne (beiläufig eine Länge von vierzig Millionen Meilen). Aber selbst diese Linie schrumpfte in Betracht der ungeheuern Entfernung jener Fixsterne zu Einem Punkte zusammen. Von einem bloßen Punkte aus aber können keine Berechnungen angestellt werden. Nichtsdestoweniger ist es der neueren Astronomie gelungen, theils durch Hilfe der optischen Doppelsterne, theils durch verbesserte Instrumente, die Entfernung einiger jener Sonnen wissenschaftlich nachzuweisen."

„Und wie weit stehen wohl die nächsten?" frug

Ehregott, der für dieses interessante Kapitel immer regeres Interesse gewann.

„Da drüben über dem Walde," erwiederte der Prediger, „steht gleich Einer der Nächsten. Es ist die herrlich strahlende Wega im Sternbilde der Leier. Von diesem schönen Sterne, der etwa in zwölftausend Jahren Polarstern sein wird, braucht der Lichtstrahl, der den Weg von unserer, zwanzig Millionen Meilen entfernten, Sonne in acht und einer halben Minute zurücklegt, zehn Jahre."

„Herr des Himmels!" rief Ehregott, „zehn Jahre bei der ungeheuern Geschwindigkeit des Lichtstrahls!"

Der in der Sternenwelt nicht unbewanderte geistliche Herr lächelte.

„Und zehn Jahre," sprach er, „was sind sie gegen andere Entfernungen? Ich habe bereits vorhin erwähnt, daß das Licht von den nächsten Sternen der Milchstraße, ehe es bis zu uns kommt, auf viertausend Jahre berechnet wird. Was ist aber selbst diese Entfernung gegen jene Nebelflecken, die Milchstraßen für sich bilden. Von ihnen nimmt man an, daß das Licht zweihunderttausend Jahre gebraucht, ehe es zu uns gekommen. Also jene entfernten Sterne können bereits vor hunderttausend Jahren und län-

ger untergegangen sein und wir sehen sie gleichwohl noch."

„Man schwindelt bei diesen Gedanken," sprach Ehregott, „und sinkt hin in Demuth vor dem Allmächtigen."

„Allerdings," gestand der Prediger, „wenn doch der Mensch, sobald ihn Stolz, Hoffart und Eitelkeit beschleichen, das erste beste astronomische Buch zur Hand nähme, wie bald würde er darin die Allmacht Gottes und sein eigenes Nichts erkennen."

„O bitte," sprach Ehregott, „erzählt noch einwenig von den Sternen und den herrlichen Werken dort Oben."

„Eine nicht minder interessante Erscheinung der neuern Astronomie," fuhr der Prediger fort, „sind die sogenannten Doppelsterne, die freilich nur mit bewaffnetem Auge aufzufinden sind, aber trotzdem ungemeines Interesse darbieten. Seht dort den zweiten Deichselstern im Himmelswagen, den Mizar, das ist ein solcher Doppelstern, deren Anzahl übrigens in neuester Zeit bereits auf sechstausend angewachsen ist."

„Aber," entgegnete Ehregott, „ich mag mir diesen Stern betrachten, so scharf ich will, ich finde

durchaus keinen Unterschied von den andern Sternen gleicher Größe."

„Das ist ja eben das Merkwürdige, daß alle diese Doppel- und mehrfachen Sterne dem bloßen Auge, oder auch durch ein mäßiges Fernrohr betrachtet, als vollkommene Einheit erscheinen, während sie bei schärfern Instrumenten in zwei, drei und mehr Sterne auseinanderspringen, die in der unterschiedlichsten Farbenpracht leuchten. In der Regel ist die Nebensonne kleiner und bewegt sich nach den Kepler'schen Gesetzen elliptisch um die größere Hauptsonne. Zuweilen aber sind auch beide Sonnen von gleicher Größe und gleicher Farbe und bewegen sich um einen unsichtbaren Schwerpunkt. Der interessanteste Doppelstern ist dort im Orion, ein Stern dritter Größe. Dieser springt bei höchster Kraft der Instrumente in sechszehn Sonnen auseinander. Was schließlich die Farbe dieser Doppelsterne anbetrifft, so findet die höchste Mannigfaltigkeit statt. Bald ist die eine Sonne silberweiß, die zweite saphirblau, die eine grün, die andere goldgelb, die eine roth, die andere aschgrau. Kurz, es finden alle nur denkbare Farbenschattirungen statt, und sind diese Farben, wie die Wissenschaft nachgewiesen hat, nicht etwa optische Täuschungen, wie man früher glaubte, sondern die

Farbe ist dem betreffenden Himmelskörper eigenthümlich. Ueber die Farbenpracht der Sterne hat der jüngere Herschel, welcher mehrere Jahre vom Cap der guten Hoffnung aus den Südhimmel teleskopisch untersuchte, die wunderbarsten Entdeckungen gemacht. In jenen Südzonen gibt es am Himmel Stellen, wo es genau aussieht, als habe die Allmacht Perlen und Edelsteine in der herrlichsten Farbenauswahl an den Himmel geworfen. Also kann man getrost behaupten, daß es im unermeßlichen Weltmeere grüne, veilchenblaue, rosenrothe, goldgelbe und lilienweiße Sonnen gibt. Daß sich jedoch diese Farben der Sterne mit der Zeit ändern, davon liefert dort der herrliche Syrius den auffallendsten Beweis. Diese gewaltige Sonne, welche jetzt in silberklarem Lichte strahlt, leuchtete vor zweitausend Jahren dunkelroth, weßhalb sie auch von den Alten canicula rubra genannt wurde. Aber nicht bloß die Farbe, auch die scheinbare Helligkeit verändern manche Sterne, indem sie in gewissen Zeiten an Glanz abnehmen. Dort oben steht ein Stern im Sternbilde des Perseus, sein Name ist Algol oder das Medusenhaupt. Dieser sinkt in einem Zeitraume von genau achtundsechszig Stunden von einem Stern zweiter Größe zur dritten Größe herab, worauf er zu dem früheren

Glanze zurückkehrt. Ein ähnliches findet dort im linken Achselstern des Orion statt; nur, daß hier der Zeitraum etwa dreiviertel Jahre beträgt. Es sind dieß die sogenannten veränderlichen Sterne, deren Lichtwechselperioden man berechnet hat. Außerdem findet ein Lichtwechsel noch bei vielen anderen Sternen statt, wo es aber der Wissenschaft noch nicht gelungen ist, denselben periodisch zu berechnen. So haben dort die sieben Sterne des großen Himmelswagens in nicht zu großem Zeitraume sämmtlich ihr Licht gewechselt. Einen haltbaren Grund hat die Wissenschaft für diese merkwürdige Erscheinung noch nicht aufzufinden vermocht, obschon es an Hypothesen, dieses Räthsel zu lösen, nicht fehlt."

„Nicht wahr," frug der wißbegierige Ehregott, „der Begriff Fixstern hat in der neuern Astronomie seine Bedeutung verloren, indem auch die Fixsterne nicht mehr am Himmelsgewölbe gleichsam angeheftet sind, sondern ihre Bewegung haben?"

„Allerdings," gestand der Prediger, „der Begriff von Ruhe und Stillstand scheint dort Oben vollkommen unbekannt — Alles ist Bewegung. Man nimmt daher mit Gewißheit an, daß unsere Sonne mit all ihren leuchtenden Schwestern sich um eine große Zentralsonne bewegt. Man hat sogar den Ort im

Weltraum angegeben, nach welchem diese Sternenbewegung ihren Lauf nimmt. Diese Stelle befindet sich dort im Sternbilde des Herkules."

Der geistliche Herr machte seinen jungen Freund mit dieser merkwürdigen Stelle bekannt.

„Die schnellste Eigenbewegung," fuhr er fort, „hat man an einem Sterne wahrgenommen, der zwar dort im großen Bären steht, den wir aber mit bloßen Augen nicht zu erkennen vermögen. Er führt in den Sternenverzeichnissen die Zahl 1830 und ist der astronomischen Welt unter dem Namen: ‚Stern des Archelander' bekannt. Dieser Stern verändert seine Stellung in fünfhundert Jahren um einen halben Grad, also um eine Vollmondbreite. Wenn aber die schnellste Sonne in fünfhundert Jahren nur einen Vollmond breit weiter rückt, kann man annehmen, daß die Bewegung, wenigstens für den menschlichen Astronomen, ziemlich langsam von statten geht. Die Annahme des verdienten Astronomen Mädler, daß die Zentralsonne, um welche sich unser gesammtes Firmament bewege, in dem hellen Sterne der Plejaden, in der Alcyone zu suchen sei, hat Mädler später selbst als unhaltbar zurückgenommen. Demnach ist auch möglich, daß der Schwerpunkt, um welchen sich die vielen Millionen Sonnen unseres Firmaments

bewegen, nicht in einem Sonnenkörper, sondern im leeren Raume liegt. Doch kann auch der fromme, gottbegeisterte Sänger Recht haben, wenn er ruft:

'Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere
Um Eine große Sonne.'

Indeß, mein junger Freund, seht, wie der Orion gesunken und dort der Himmelswagen ein groß Stück rückwärts geschoben worden ist, die Nachtluft weht von den Waldbergen herüber; Ihr werdet ermüdet sein von Eurem Tagmarsch; darum wollen wir die Sterne ruhig weiter ziehen lassen und unser weiches Lager suchen."

„O," erwiederte Ehregott, „ich könnte Euch die ganze Nacht zuhören. Solche Mittheilungen über die Sternenwelt hör' ich zu gern. Nichts predigt die Allmacht Gottes großartiger. Doch da Ihr einmal so gütig waret, mir den Himmel aufzuschließen, wollt Ihr mir nicht zuguterletzt noch ein paar Wörtlein über die Kometen, jene seltsamen Bursche, mittheilen, welche in ihrer nächtlichen Pracht so oft die Menschenkinder geängstigt haben?"

„Sieh' da," versetzte der Prediger, indem er nochmals die Gläser füllte, „dieß Restlein langt grade,

um Euerem Wunsche nachzukommen, ohne mit trockener Lippe doziren zu müssen. Also die Kometen oder Haarsterne (von coma, das Haar, so genannt) sind sonderbare Käuze, aber die unwissende Menschheit hat ihnen Jahrtausende lang viel zu viel Ehre erwiesen, indem sie sich vor ihnen fürchtete. Von Körpern kann bei ihnen eigentlich gar nicht die Rede sein. Es sind eben nur Gase, weit feiner zum Beispiel als unsere Wolken, die im phosphorischen Glanze durch den Weltraum fliegen. Wie ungemein zahlreich jedoch auch diese Art von Himmelserscheinungen ist — denn alle Nächte stehen viele tausend Kometen am Himmel — so erscheint doch die Wahrscheinlichkeit, daß ein solcher Komet mit unserer Erde zusammentreffe, so außerordentlich gering, daß wir hinsichtlich dieser Gefahr vollkommen beruhigt sein können. Die Wissenschaft hat berechnet, um die Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens mit einem Kometen in beruhigendes Licht zu stellen, daß, wenn man unter zwei Millionen weiße Kugeln eine schwarze würfe und die Menschheit ziehen ließe, so würde bloß in dem Fall ein Zusammenstoß möglich sein, sobald man die einzige schwarze Kugel unter den zwei Millionen weißen hervorzöge. Aber selbst für diesen unglücklichen Fall nimmt man mit ziemlicher Gewißheit an, daß auch

dann der Erde kein Schade zugefügt werden würde. Ist doch bereits vor einigen Jahrzehnten die Erde durch den Schweif eines Kometen gegangen, ohne daß man in der Rotation oder in der Umlaufszeit um die Sonne oder auch nur in atmosphärischer Hinsicht irgendeine Störung wahrgenommen hätte. Von wie luftiger Substanz selbst die sogenannten Kometenkerne sind, geht schon daraus hervor, daß man durch sie das Licht der Sterne schimmern sieht, was zum Beispiel bei einer Dichtigkeit, wie sie unsere Erdennebel haben, nicht möglich wäre.

„Also vor jenen himmlischen Irrlichtern," schloß der würdige Geistliche seine Rede, „wollen wir uns nicht fürchten; deßhalb können wir uns ruhig schlafen legen. Weit gefährlicher sind die irdischen Irrlichter, die den Menschen so oft vom rechten Pfade verlocken."

Nachdem man noch einige Minuten den Nachtigallen gelauscht, die aus dem Buchenwalde herüberschlugen, begaben sich die beiden Freunde zur Ruhe; Ehregott noch ganz erhoben und begeistert von den Mittheilungen aus der Sternenwelt.

Viertes Kapitel.

Die Lichter waren bereits tief herabgebrannt, als in einer Oberstube des Gasthofs zum goldnen Wallfisch in Kirchberg zwei uns nicht unbekannte Personen in angelegentlichem, geheimnißvollem Gespräche saßen. Es waren Moritz Bachmann, der abgesagte Feind der Jurisprudenz, und Philipp Strichelius, wohlbestallter Barbier, Schröpfkopfsetzer und Blutegelkundiger von Kirchberg und Umgegend. Letzterem hatte es keine Ruhe gelassen; er hatte keine Mühe, keine Verschmitztheit verabsäumt; er hatte sein ganzes Spionirtalent aufgeboten, um hinter den eigentlichen Zweck der räthselhaften, dukatengesegneten, hinterasiatischen Gesandtschaft, die im goldnen Wallfisch eingekehrt, zu kommen. Infolge dieser angestrengten Forschungen war es ihm auch endlich gelungen, hinter der einen Mohrenlarve das kirchberger Stadtkind, Moritz Bachmann, den konsilirten Studenten, ausfindig zu machen. Als sich Letzterer von dem pfiffigen Barbier entdeckt sah, blieb ihm nichts übrig, als den Strichelius ins Vertrauen zu ziehen. Gleichwohl war Bachmann klug genug, den unzuverlässigen Intriguanten auf eine Art zu fesseln, daß er nicht in Gefahr gerieth, verrathen zu werden. Um diesen Zweck

zu erreichen, schlug der Student den möglichst graden Weg ein.

„Es handelt sich," sprach Moritz zu dem mit ungemeiner Aufmerksamkeit zuhörenden Strichelius, „um weiter nichts, als den nichtswürdigen Wucherer Hornickel für seine zahlreichen Missethaten, die er sich gegen arme Leute, Witwen und Waisen hat zu Schulden kommen lassen, auf eine originelle, aber exemplarische Weise zu züchtigen."

Strichelius rieb sich bei diesen Worten mit geheimem Gaudium die Hände und nickte verständnißinnig mit dem Kopfe. Erstens wünschte er dem Wucherer eine solche Züchtigung und zweitens hoffte er bei dieser Gelegenheit nicht ohne Vortheil von der Bank zu fallen.

„Ich weiß," fuhr Bachmann fort, „daß Ihr im Besitze eines Geheimnisses seid, welches Euch zeither Hornickel'n unterthänig machte und das Ihr zu Nutz und Frommen Eures stets schwindsüchtigen Beutels keinen Anstand genommen, gehörig auszubeuten. So vernehmt denn, daß ich gleichfalls im Besitze dieses Geheimnisses bin."

Strichelius horchte hoch auf. Es war für ihn ein Schlag aus heiterm Himmel, weil er sich zeither

als alleinigen Besitzer des Räthsels betrachtet und dasselbe auch umso unbefangener bewirthschaftet hatte.

„Ich habe," sprach Bachmann weiter, „dem Wucherer mein Ehrenwort gegeben, das Geheimniß zu bewahren, so wahr ich einmal ein Mann der Rechtsgelahrtheit werde. Dieses Ehrenwort dürfte sich indeß jetzt erledigen, da ich im Begriff stehe, das edle Jus vollkommen an den Nagel zu hängen und einwenig um die Welt zu fahren. Also in meiner Hand steht es, Euch das Butterfaß zu verschließen, den Quell zu verstopfen, aus dem Ihr Euch so lange und oft auf unverschämte Weise gelabt habt. Jetzt frag' ich, ob Ihr uns bei Züchtigung des Wucherers hilfreiche Hand leisten wollt, was Euer Schade nicht sein soll, oder ob Ihr mich verrathen wollt, in welchem Falle ich sofort das Geheimniß veröffentliche, so daß es allen Nutzen und Werth für Euch verliert?"

„Gebietet über mich!" rief Strichelius, der sich jetzt ganz in Bachmann's Hand gegeben sah, „ich will Euer Diener sein, ich will alles thun, was von mir verlangt wird."

„Gut," erwiederte Bachmann, „so kann unser Operationsplan sofort ins Werk gesetzt werden. Glaubt Ihr, Strichelius, daß wir den elenden Wucherer vielleicht unter glänzenden Versprechungen, daß ihn

in fernen Landen eine Erbschaft erwarte, freiwillig von hier fortbringen, und zwar so, daß er unterwegs vollkommen in unsere Hand gegeben ist?"

„Das glaube ich schwerlich," meinte der Barbier; „er hat sich in hiesiger Gegend als Blutegel zu sehr eingebissen, als daß er so leicht loszubringen wäre."

„Glaubt Ihr," frug Moritz weiter, „daß diesem Kerl vielleicht auf dem Wege des Ehrgeizes beizukommen ist?"

„Da eher," erwiederte Strichelius. „Daß Hornickel nicht Baumeister geworden, wurmt ihn noch ganz abscheulich und hauptsächlich wegen des Ehrenamtes. Ich hätte selber nicht geglaubt, daß soviel Ehrgeiz in dem Wucherer stecke."

„Wohlan," sprach Moritz, „so wollen wir suchen auf diesem Wege unser Ziel zu erreichen. Kommt jetzt hinauf auf die Oberstube, wo wir völlig unbelauscht sind, um das Weitere zu besprechen."

Der Barbier folgte, halb aus Furcht, daß der Student das Geheimniß verrathe, welches für ihn zeither so fruchtbringend gewesen, halb aus Neugier über die Dinge, die da kommen sollten.

Nachdem die Beiden in der Oberstube lange Zeit geheimes Zwiegespräch gehalten, während welchem

Strichelius sich wiederholt vergnügt die Hände gerieben und einigemale sogar entzückt in die Höhe gesprungen, erschien Fidelis. Moritz stellte Herrn Philipp Strichelius als Eingeweihten dar, der zu dem Unternehmen bereitwillig die Hand böte und von dessen Umsicht und Unterstützung man sich das Gelingen des Planes vollkommen versprechen könne.

Fidelis nickte zufrieden mit dem Kopfe, worauf er dem neuen Verbündeten eine Hand voll Dukaten in die Hand drückte.

„Es ist das Handgeld," sprach er, „und von Euch hängt es ab, ob Ihr Euer Glück machen wollt oder nicht."

„Oh, oh," stammelte der glückselige Barbier, „gnädiger Herr, ich bin Euer mit Leib und Seele! Euer Plan ist himmlisch. Ein solcher Spaß ist noch nicht dagewesen. Was in meinen schwachen Kräften steht, will ich redlich beitragen. Ich glaube, ich könnte in meinem neuen Amte noch ein ordentlicher Kerl werden!"

„Wenn das der Fall wäre," sprach im ernsten Tone Fidelis, „dann sollte mich mein Unternehmen erst recht freuen."

„Weiß Gott!" schwur Strichelius, „wenn mein zeitheriges Leben nicht vorwurfsfrei, so lag das daran,

weil ich mit soviel Menschenkehrig zu verkehren hatte. Unter edlen Menschen, wie Ihr seid, wäre ich gewiß auch besser geworden."

„Nun," versetzte Fidelis, „um besser zu werden, ist alle Tage Zeit. Laßt Euren guten Vorsatz nur zur That werden. Doch jetzt," fuhr er fort, „bedarf es vor allem der gemeinschaftlichen Berathung. Wir sind doch vor Lauschern sicher?"

„Seit ich auf Eurer Seite," sprach Strichelius, „vollkommen! Es ahnet selbst in Kirchberg niemand, daß ich hier bin."

„Die Thüre, welche die Treppe abschließt," versetzte Moritz, „hab' ich eigenhändig verriegelt. Auch die Gangthür ist verschlossen, so daß wir vollkommen sicher sind."

„Bon!" sprach Fidelis, „und daß wir bei unsern geheimen Konferenzen nicht verdursten, dafür ist auch gesorgt."

Er ging zu einem Wandschranke und langte unterschiedliche Weinflaschen hervor. Es wurden neue Kerzen angezündet und das Kleeblatt nahm gemeinschaftlich an einem Tische Platz, um den originellen Feldzugsplan gegen den Blutegel der Witwen und Waisen, gegen Apollonius Hornickel, eines Weitern zu berathen. Die Drei saßen bis tief in die Nacht.

„Da hab' ich also," sprach am andern Tage Apollonius Hornickel, in seinem Zimmer ärgerlich auf- und abschreitend, „abermals zehn Thaler zum Fenster hinausgeworfen. Wer weiß, in welcher Kneipe dieser Bösewicht, dieser Blutsauger, dieser nichtsnutzige Barbier mein schönes Geld verschlemmt, anstatt Erkundigungen über die hinterasiatische Gesandtschaft einzuziehen. Es war wieder eins von jenen Prellos, die ich mir, dem Himmel sei's geklagt, von diesem Satan nun so oft habe gefallen lassen. Werden sich auch diese hinterasiatischen Dukatenmänner die Mühe nehmen und mit einem miserablen Barbier verkehren, ihm den Zweck ihrer Hierherkunft auf die Nase binden? Da steckt mehr dahinter, als eine so armselige Barbierseele zu fassen vermag.

„Nein," fuhr Apollonius, desperat auf- und niederschreitend, fort, „es kann keine himmlische Gerechtigkeit geben. Dieser Strichelius ist ein Beweis, der Hände und Füße hat. Während ich, dem Verschmachten nahe, nach einem Tröpflein Auskunft dürste über diese in den Annalen von Kirchberg unerhörte Erscheinung einer hinterasiatischen Gesandtschaft, versäuft dieser Lump, dieser Strichelius, mein schönes Geld, anstatt auf Erkundigungen auszugehen."

Wieder eine Pause, welche Hornickel benutzte, einige Desperationsprisen in die Nase zu schieben.

„Der Herr Gesandte sollen sogar die allerhöchste Gnade gehabt haben, sich nach meiner Persönlichkeit zu erkundigen. — Die Wallfischwirthin schwört Stein und Bein darauf, daß Seine Exzellenz meinen Namen genannt — was mag das zu bedeuten haben? Hornickel, hier steckt etwas dahinter! Ein Pump kann's nicht sein, denn diese hinterasiatische Gesandtschaft wirft mit Dukaten um sich, als wären es Zahlpfennige. Hornickel, hier steckt etwas dahinter! Wie kämen diese Asiaten auf meine Wenigkeit? Sogar vom Besuchabstatten will die Wallfischfrau gehört haben. Gerechter Himmel, welche Ehre für mein Haus, wenn es bekannt würde, Herr — ich habe den vornehm kauderwelschen Namen vergessen — ist bei Hornickels zu Besuch gewesen. Dieser Besuch müßte in die Chronik und sollte mich's zehn Groschen kosten, den Chronikschreiber zu bestechen. Wäre ich nur das Einzigemal Baumeister geworden! Es ist zum Haarausraufen. Ha, diese Bürgerschaft! nun wartet, Ihr sollt mir's bezahlen. Ihr sollt Blut schwitzen, wenn Euch der Hunger zu meinen Geldkästen treibt. Zwanzig Prozente von nun an. Was ich als Baumeister einbüße, sollt Ihr mir dreifach ersetzen. Und dieser Stri-

chelius, diese Bestie, die ich mit meinem Blute ernähre, läßt mich sitzen, verpraßt mein Geld, und ich erfahre nichts über das außerordentliche Ereigniß, das dermalen ganz Kirchberg, alle Herzen und Nieren in Bewegung setzt. Fischel ist als Kundschafter nicht zu gebrauchen, der ist zu dumm und hört auch nicht; der würde sich schöne Nasen aufheften lassen, wenn ich den schickte!"

Während Herr Apollonius Hornickel in hoher Alteration auf- und abstieg und theils sich über den Zweck der hinterasiatischen Gesandtschaft den Kopf zerbrach, theils über die Bürgerschaft und insbesondere über Strichelius sich ergrimmte, erfolgten in gemessenen Pausen drei Schläge an die Thür.

Auf das Herein vonseiten Hornickel's that sich die Pforte auf und der langersehnte Strichelius erschien, aber in so auffallender Veränderung, daß Hornickel'n von dem ‚Herein' geradezu der Mund offen stehen blieb. Wenn ihm das Gesicht des Barbiers nicht zu bekannt gewesen, würde Apollonius den Hereintretenden für einen vornehmen Herrn gehalten haben. Denn Strichelius erschien in feinster Kleidung; schwarzer Anzug, schneeweiße Weste, Spitzenmanschetten, Glacées und Schnallenschuhe. Auf dem Gesicht thronte feierlicher Ernst, in seinem Blicke

wohnte Demuth und Ehrfurcht. Nach respektvollster Verbeugung trat er einen Schritt auf den immer mehr erstaunenden Hornickel zu und ließ sich auf ein Knie nieder.

Wenn der Barbier in seiner gewöhnlichen Kleidung diese Szene aufgeführt hätte, würde Hornickel ohneweiteres gesagt haben: „Wozu die Narrenspossen! Ist Er verrückt geworden?" Die dießmalige, so völlig ungewohnte Erscheinung verfehlte aber ihren Eindruck nicht, so daß der verblüffte Hornickel gar nichts sagte. Jetzt hob der auf einem Knie ruhende Strichelius seine Arme bittend empor:

„Verzeihung!" rief er in ergreifendem Tone; „nur das Einzigemal Verzeihung für all die zahlreichen Verbrechen, so ich mir gegen Eure hohe Person habe zu Schulden kommen lassen!"

„Er ist am Ende doch verrückt geworden," dachte Hornickel bei sich und trat einen Schritt zurück; es ward ihm ganz unheimlich zu Muthe.

„O," fuhr Strichelius in derselben bittenden Stellung und in demselben ergreifenden Tone fort, „entzieht mir Eure Gnade nicht; ich bin ihrer zwar nicht werth — aber hätte ich ahnen können, welch ein Heil diesem edlen Hause vom Himmel wider-

fahren, welche Ehre, welche Auszeichnung durch Euch ganz Kirchberg zutheil geworden —"

Jetzt ward es Hornickel'n außerm Spaße. „Entweder," dachte er, „ist der Barbier verrückt, oder er spielt Komödie. Aber letzteres kann ich bei dieser pompösen Kleidung nicht glauben. Das ist kein Komödiantenstaat."

„Strichelius," sprach er endlich, „macht mir keine Wippchen vor. Ihr waret ein Spaßvogel von je. Ich kenne Euch nicht seit gestern."

„Leider! — leider!" erwiederte der noch immer Knieende, „o, hättet Ihr mich nie gekannt, wenigstens nicht von so verabscheuungswürdiger Seite, wie das leider der Fall gewesen. — Apollonius Hornikkel — bald einen andern Namen führend — wie es geschrieben steht in den Sternen, könnt Ihr mir vergeben, mir, der sich so schwer an Euch versündigt hat?"

„So steht doch auf — jeder Spaß will sein Ende haben —"

„Spaß? — ja in einer Hinsicht wär' es gut, wenn es ein solcher wäre, ich würde Eure Rache weniger zu fürchten haben — aber so —"

„Wo habt Ihr denn den famosen Anzug her zu der Komödie?"

„Komödie — hah! — doch wie könnt Ihr anders sprechen? — Diese Kleidung verdanke ich keinem andern, als Eurem Glücksstern, Apollonius Hornickel, bald einen erhabeneren Namen führend, wie in den Sternen geschrieben steht."

„Sollte er die zehn Thaler für neue Kleidung verwendet haben?" frug sich Hornickel. „Doch dieser Anzug kostet das Fünffache. Auch ist es gar nicht der Schnitt von hiesigen Schneidern. Die Façon hat etwas nobles. Ein Graf würde sich nicht schämen."

„Steht endlich auf," mahnte Apollonius, „ich weiß doch, daß Ihr Euern Scherz treibt, nur der Anzug will mir nicht in den Kopf. Wo habt Ihr diesen her?"

„Er ward mir verliehen, um in angemessener Tracht vor Euch zu erscheinen, denn ebenso erhaben wie dieser in fernem Lande gefertigte Frack, ist mein Auftrag. Doch vorher Verzeihung für mein früheres Leben!"

Hornickel fühlte sich unterschiedlichemale an den Kopf, ob er wache oder träume. Eine Ahnung durchzuckte sein Gehirn, ob vielleicht diese außerordentliche Szene, diese noble Kleidung des Barbiers

mit der hinterasiatischen Gesandtschaft in Verbindung stehe?

„Wohlan," sprach er, „Euer früheres Leben sei versenkt im Meere, wo es am tiefsten; aber jetzt steht auf und sagt mir, was das alles zu bedeuten, und vor allem, wie Ihr zu dieser Kleidung gekommen seid?"

Strichelius erhob sich, sein Blick leuchtete begeistert.

„Wenn Ihr wüßtet, Apollonius Hornickel, bald einen erhabeneren Namen führend, wie in den Sternen geschrieben steht —"

„Was soll ich wissen?" sprach Apollonius, der über das stattliche Aeußere des Strichelius noch immer nicht recht zu sich kommen konnte.

„So wisset denn, daß Ihr zu Höherem geboren seid, als zum miserablen Baumeister von Kirchberg. Also steht es in den Sternen geschrieben."

Bei der Erinnerung an den Baumeister regte sich der Ehrgeiz in Apollonius wieder mächtig.

„Wie soll ich das verstehen: zu Höherem geboren?" frug er.

„Weil es über den Sternen geschrieben steht."

„Ueber den Sternen? Das ist zu hoch, Stri-

chelius, und zu luftig. Wenn Ihr's nicht schwarz auf weiß habt —"

„Auch auf schwarz und weiß steht es geschrieben."

„Strichelius, macht endlich der Posse ein Ende. Ich habe keine Lust länger, Eurem Scherze zur Zielscheibe zu dienen. Erzählt lieber, was Ihr über den Zweck der hinterasiatischen Gesandtschaft erkundschaftet."

„Ich habe alles heraus, meinem Forschergeiste konnte nichts verborgen bleiben. Ich bin hinter das große Geheimniß gekommen."

Nun drängte Hornickel neugierig.

„Herr Mufrid ben Hadschi ist hier in allerhöchstem Auftrage seiner Regierung —"

„Wahrscheinlich in Handelsangelegenheiten?" —

„Handelsangelegenheiten? wo denkt Ihr hin? In Handelsangelegenheiten schickt man keinen aparten Gesandten, welcher den vornehmsten Familien des Landes entsprossen. Diese Gesandtschaft hat einen weit höhern, einen allerhöchsten Zweck, sie sucht —"

„Nun, was sucht sie denn?"

Strichelius trat jetzt mit majestätischem Anstande auf Hornickel'n zu, daß dieser unwillkürlich das eine Bein um einen Schritt zurückzog.

„Was die hinterasiatische Gesandtschaft sucht—?"

„Ja —!"

„Einen König sucht sie," rief nun Strichelius mit erhabener Stimme und theatralischem Pathos.

„Einen König!" — hauchte Hornickel und sank ehrfurchtsvoll in einen Sessel.

„Und dieser König, diese Majestät," fuhr Strichelius in großer Erregtheit fort, indem er sich Hornickel'n zu Füßen warf, „seid Ihr!"

„Nein," fuhr Hornickel empor, „jetzt wird mir's außerm Spaße; sucht Euch einen andern Narren für Eure Dummheiten; ich bin sie überdrüßig."

„Wie fließt Dein Mund über von Weisheit," sprach Strichelius salbungsreich, ohne sich von dem Benehmen Hornickel's im geringsten stören zu lassen. „Deine Worte sind Manna, Dein Zorn majestätisch wie der Donner des Chronion."

„Der Kerl ist entschieden verrückt," sprach Hornickel für sich; „daß er sich nur nicht an mir vergreift, sobald sein Raptus die entgegengesetzte Richtung annimmt. Ich muß ihn suchen in Güte fortzubringen, indem ich auf die Verrücktheit eingehe."

„Ich lese Eure Gedanken," fuhr Strichelius fort, „sie stehen vor mir hell und klar. Ihr haltet mich für irrsinnig und anfangs glaubtet Ihr, ich

erlaube mir einen Scherz; und wie kann das anders sein? Sobald ich Euch aber die außerordentliche Mär werde mitgetheilt haben, wird mir die Sonne Eurer Gnade wieder scheinen; Ihr werdet zu der Gewißheit kommen, daß ich die lautere Wahrheit gesprochen."

Hornickel ward um den geistigen Zustand des Barbiers immer besorgter. „Wenn ich den Kerl nur das Einzigemal aus dem Hause hätte," dachte er, und um dieß zu bewirken, ging er scheinbar auf die fire Idee des Baders ein.

„Wohlan," sprach er, „wenn ich König bin, so befehle ich Euch jetzt, sofort die hinterasiatische Gesandtschaft in Kenntniß zu setzen, daß es für mich sehr schmeichelhaft, ihrem Wunsche nachzukommen und ihr König zu werden."

„Ihr wollt mich gern forthaben, ich sehe das," erwiederte Strichelius in unterwürfigem Tone; „aber vorher muß ich mich des Auftrags der hinterasiatischen Exzellenz entledigen, welcher darin besteht, Euch über Euer außerordentliches und in der Chronik von Kirchberg einzig dastehendes Avancement eines näheren zu unterrichten, damit Ihr das Wie? und das Wo? und das Warum? dieses außerordentlichen Ereignisses zu überschauen vermögt. Erzeigt mir die

Gnade, mich nur wenige Minuten ruhig anzuhören und wie Schuppen wird es von Euern Augen fallen; Ihr werdet die wunderbare Fügung des Schicksals erkennen und preisen lernen, und das gnadenvolle Lächeln Eures Mundes wird auch mir zutheil werden."

„Ich thue am besten," dachte Hornickel, „ich hör' ihn ruhig an. Der Raptus will seinen Verlauf haben. Vielleicht daß, wenn er sich ausgesprochen, der Verstand auf kurze Zeit zurückkehrt, wo ich ihn dann schon fortbringen will."

„So theilt Eure Mär mit," hub Hornickel an, „aber faßt Euch kurz, meine Zeit ist gemessen."

„Zeit — ? was ist Zeit für den, der bald in den Stand gesetzt sein wird, als Souverän über Hunderttausende zu gebieten?"

„Zur Sache, guter Strichelius."

„Wohlan, es sei," sprach Strichelius, indem er seine frühere ehrerbietige Stellung wieder einnahm — „Setzt Euch, königlicher Herr, meine Mittheilung erfordert, daß Ihr sie sitzend entgegennehmt, wie es sich für einen vom Schicksal auserlesenen Herrscher gebührt."

Hornickel setzte sich seufzend; Strichelius fuhr fort: „Unter dem dreiundsiebenzigsten Grade der Länge und dem dreißigsten südlicher Breite liegt in der er=

habenen Stille des Weltmeers ein Insellland, vom Himmel mit allem begabt, was sich ein Erdenland überhaupt zu wünschen vermag. Das Paradies, wo Adam seine Allotria trieb, war ein Schirke und Elend gegen die übermenschliche Fruchtbarkeit des erwähnten Insellandes. Kirschen, so groß wie borsdorfer Aepfel, Pfirsiche und Aprikosen wie Kinderköpfe, Apfelsinen wie Kürbisse, Kartoffeln, diese Frucht des Pöbels, kennt man nicht; denn selbst die dortigen Schinkenfritzen werden bloß mit Mandeln und Traubenrosinen gefüttert. Auf der ganzen Erde findet man darum keine wohlriechenderen und schmackhafteren Würste. Bei dem angenehmen Wärmegrade jenes glückseligen Eilandes laufen die Hasen halbgebraten im Walde umher und sind so gut dressirt, daß, wenn jemand ein Traktement ausrichten will, der Koch sich bloß in die Hausthür zu stellen und zu pfeifen braucht und sie kommen scharenweise gelaufen und legen sich selbst in die Pfanne."

Hornickel dachte sich sein bestes. Strichelius fuhr fort: „Ueber jenes Eden herrschte seit Jahrhunderten ein Königsgeschlecht, das friedlich und glücklich regierte, leider aber seit einigen Monden ausgestorben ist. Der letzte König hieß Kahameda der Siebenundfünfzigste und hinterließ keine Erben."

Der zuhörende Hornickel begriff noch immer nicht, wie diese Erblosigkeit mit seiner Person nur im entferntesten in Verbindung zu bringen sei.

„Die Betrübniß im ganzen Lande," fuhr Strichelius fort, „war allgemein und tief, denn jedermann fragte: Wo einen neuen König, wo Kahameda den Achtundfünfzigsten hernehmen? Republik wollte man nicht. Die Leute dort sind streng monarchisch. Eine Tochter des letzten Königs lebt noch. Wo nun für diese einen ebenbürtigen Gemal finden, der zugleich die erforderlichen Eigenschaften besitzt, die Last der Krone zu tragen."

„Gab's denn keinen Koburg?" warf Hornickel dazwischen.

„Was helfen zehn Koburge, wenn sie die Bedingung nicht erfüllen, ohne die es nach dortigem Staatsgrundgesetze unmöglich ist, Kahameda zu werden. Besagtes Königsgeschlecht, das jetzt ausgestorben, zeichnet sich nämlich durch ein seltsames Naturspiel aus, das jeder Kahameda an sich tragen muß."

„Ein Naturspiel?" frug Hornickel.

„So ist es," fuhr Strichelius fort. „Jeder Kahameda, bevor er als solcher anerkannt wird, muß von Natur ein merkwürdig Zeichen an seinem Leibe tragen."

Hornickel horchte hoch auf.

„Mag der Himmel wissen," sprach Strichelius weiter, „wie jenes Geschlecht zu der sonderbaren Auszeichnung gekommen, aber jeder Kahameda trägt auf dem linken Schulterblatte —"

„Strichelius!" rief Hornickel in höchster Aufregung, „ich will nicht hoffen —"

„Jeder echte Kahameda," fuhr Strichelius mit erhobener Stimme fort, „trägt auf dem linken Schulterblatte —"

„Um Gotteswillen, was —?"

Strichelius erhob sich jetzt mit seinem Leibe, daß seine Figur viel größer wurde, seine Augen funkelten unheimlich, und mit dumpfem Tone sprach er das verhängnißvolle Wort: „Eine Ratte!"

Bei diesen Worten brach Hornickel, wie von einer Art getroffen, zusammen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Hört noch weiter," fuhr der Barbier fort.

„Ich mag nichts hören."

„Ihr müßt! — Vor langen Jahren spielte ein kleiner Kahameda unfern des königlichen Schlosses am Ufer des weitaufschauernden Weltmeeres mit Blumen und Schmetterlingen. Er hatte sich der Aufmerksamkeit seiner Wärterin zu entziehen gewußt. Da

kam, ehe man sich's versah, aus dem hochgewachsenen Schilfe ein Seeräuber und schnappte den jungen Kahameda weg. Durch ihn kam die Ratte nach Europa."

Hornickel hielt noch immer sein Gesicht sprachlos mit beiden Händen bedeckt.

„Mochte nun das Klima einen störenden Einfluß üben," fuhr Strichelius in seinem Berichte fort, „kurz, bei den Kindern des geraubten Kahameda, der als begüterter Kaufmann vor länger als hundert Jahren in Amsterdam verstarb, blieb bei der Mehrzahl die Ratte, dieses Familienwahrzeichen des hinterasiatischen Königsgeschlechts, weg. In den spätern Generationen verlor sie sich immer mehr. Endlich verschwand sie ganz. Eine Reihe von Jahren war die Ratte so gut wie erloschen; als endlich ein wunderbares Geschick — welches nicht wollte, daß ein herrliches Königsgeschlecht von der Erde verschwinde — den Gnadenblick auf Dich warf, Gesegneter des Himmels, und die Ratte wieder hervorrief auf dem Orte, wo sie hingehört, dem linken Schulterblatte. — Sei darum gegrüßt, Kahameda der Achtundfünfzigste, und empfange die erste Huldigung Deines unterwürfigen Sklaven."

Mit diesen Worten beugte Strichelius von neuem das Knie vor dem halbtodten Hornickel,

neigte sein Haupt tief zur Erde und kreuzte seine Arme über der Brust, nach morgenländischer Sitte. Es war eine große Szene.

Nach einer Pause des erschütterndsten Schweigens fuhr Strichelius in ehrfurchtsvollstem Tone fort:

„Jetzt, hoher Herr und Gebieter, ist es in Deine Hand gegeben, ein verwaistes, trauerndes Volk zu dem glücklichsten der Erde umzuschaffen und die glühende Sehnsucht einer hohen Prinzeß zu stillen, die unter einsamen Palmen klagend die Arme ausbreitet nach dem fernen Gemal. Ein Wink von Dir und die Gesandtschaft, die ausgeschickt worden von den Edlen des Landes, den Kahameda zu suchen, erscheint vor Dir. Du gibst Dich zu erkennen, indem Du das Familienwappen vorzeigst, welches jeden Zweifel niederschlägt, und sie wird Dir zu Füßen liegen und Dir huldigen.“

Hornickel erhob sein Haupt wie aus einem schweren Traume.

„Aber, guter Strichelius“ —

„Nenne mich nicht mehr Strichelius, ein Name, der nur unfreundliche Erinnerungen weckt; nenne mich Sklave.“

„Aber, guter Sklave, wenn es die rechte Ratte nicht wäre?“

„Es ist die rechte; ich habe das Konterfei der Urratte gesehen, welches die Gesandtschaft mit sich führt, und ich kenne die Deinige. Sie gleichen sich wie ein Ei dem andern. D'rum entsinne Dich Deiner Abstammung."

„Mein Urgroßvater war Schiffszimmermann in Amsterdam, das stimmt; aber ob er das häßliche Thier gehabt, weiß ich nicht; ebensowenig vom Großvater und Vater."

„Ein jeder hielt es geheim, wie Du es geheim gehalten."

„Ich war gezwungen, es geheim zu halten. Ich war ein Kinderspott, sobald es bekannt wurde. Darum scheute ich auch keine Opfer," fügte Hornickel seufzend hinzu, indem ihm die Brandschatzungen des Strichelius in den Sinn kamen.

„Diese Opfer, hoher Herr, sind jetzt tausendfältig bezahlt; laßt sie darum den nicht entgelten, der oft unverschämt genug war, sie Euch aufzuerlegen."

„Ich kann noch gar nicht zu mir kommen —"

„Das wunderbar räthselhafte Geschick ist auch darnach," versetzte Strichelius. „Welche Ehre für Kirchberg, einen König aus seiner Mitte. Man wird die Glocken läuten."

„Aber ich bitt' Euch um alles in der Welt, wie

hat sich diese hinterasiatische Gesandtschaft nach Kirchberg gefunden? Wie hat sie von meinem scheußlichen Muttermale, um welches allein Ihr und der junge Bachmann (und die Verschwiegenheit des Letztern ist durch sein Ehrenwort gebunden) wißt, Kenntniß erhalten?"

„Daß Ihr, hoher Herr, im Besitze der Ratte und darum ein legitimer Abkömmling der Kahameda's seid, weiß die hohe Gesandtschaft zur Zeit noch nicht; aber daß derjenige, den sie sucht, sich in hiesiger Gegend befindet, das haben der Gesandtschaft nicht ich, denn ich halte mein Gelöbniß, das haben die Sterne verrathen."

„Die Sterne?"

„Ja, in den Sternen steht's geschrieben, wie mir Herr Mufrid ben Hadschi selbst gestanden."

„Die Sterne befassen sich doch nicht mit Schreiberei?"

„Für unsere blöden Augen allerdings nicht. Da gehören andere dazu."

„Wie so andere?"

„Kaum hatte Kahameda der Siebenundfünfzigste die Augen zugethan, als sofort der Reichsrath von Tauharawi zusammentrat, was anzufangen? Nach langen Debatten kam man überein, eine

Gesandtschaft nach Europa zu schicken und Nachforschungen anzustellen, ob von dem einst geraubten Kahameda noch ein Abkömmling am Leben. Hier frug sich's nun wieder, falls noch einer am Leben, wo ihn auffinden, da Europa bekanntlich etwas weitläufig. Und abermals sahen sich die weisen Räthe an und wußten keinen Rath, ein Fall, der bei berathenden Versammlungen nicht bloß in Tauharawi vorkommt. Endlich rief eine Stimme: Da bleibt nichts übrig, wir müssen unsere Sterndeuter fragen. Wenn diese keine Auskunft wissen, ist alle Hoffnung verloren. Die Tischklopferei ist nämlich in Tauharawi noch etwas unbekanntes, sonst würde es der Sterndeuter nicht bedurft haben. Kurz, der Vorschlag fand Anklang und ward zum Beschlusse erhoben. Die berühmtesten Sterndeuter mußten herbei. Auf die Frage: ob überhaupt Kahameda's noch am Leben? erfolgte eine bejahende Antwort. Auf die Frage: wie viele? folgte die Antwort: Zwei!"

„Also ein Gegenkönig?" frug Hornickel nicht ohne Besorgniß.

„Unbesorgt," tröstete Strichelius, „dieser Gegenkönig schadet Euch nichts. Er sitzt."

„Wo sitzt er?"

„Im Zuchthause, lebenslänglich" —

„In welchem Zuchthause?"

„Wer das wüßte! Es gibt viel Zuchthäuser in Europa."

„Er kann aber begnadigt werden."

„Thut nichts. Denkt Ihr, daß die Edlen von Tauharawi einen König wählen werden, der im Zuchthause gesessen? Den wählen sie nicht und wenn er zehn Ratten auf dem Leibe hätte."

Hornickel athmete freier.

„Das haben die Herren Sterndeuter Alles am Himmel gelesen?"

„Natürlich, dafür sind's Sterndeuter."

„Und der andere Kahameda?"

„Könnt natürlich nur Ihr sein, hoher Herr. Als die hinterasiatischen Astrologen nach dem zweiten Kahameda forschten, der nicht im Zuchthause saß, gaben die Sterne den Punkt der geographischen Länge und Breite auf das genaueste an."

„Und dieser Punkt?"

„Fällt in das Weichbild von Kirchberg."

„Wunderbares Geschick!"

„Ja, ich bin überzeugt, daß, wenn man den Punkt noch schärfer bestimmen wollte, würde er auf Euer Haus fallen. Zweifelt Ihr jetzt noch, daß Ihr der Auserwählte, daß Ihr der rechte Kahameda seid?"

„Mir ist alles wie ein Traum. Allerdings stammt mein Urgroßvater aus Amsterdam. Aeltere Vorfahren sollen sogar aus Indien übergesiedelt sein; aber dieses Zusammentreffen mit dem — wie heißt er gleich?"

„Kahameda!"

„Richtig! — wäre doch gar zu wunderbar."

„Und gleichwohl ist es nicht anders," sprach Strichelius. „Die Hauptfrage, hoher Herr, ist aber jetzt, ob Ihr der hinterasiatischen Gesandtschaft, sowie ganz Kircherg gegenüber, Euer so lang und sorgfältig bewahrtes Geheimniß aufgeben; ob Ihr hintreten wollt, offen vor aller Welt, Euer Hemd lüften und sagen: Seht, hier ist die Ratte, wie sie leibt und lebt, das legitime Familienwappen der Kahameda's — oder ob Ihr vorzieht, Euer Inkognito auch ferner beizubehalten, die Ratte wie zeither zu verläugnen, bloß mir bekannt und dem Studenten. Dann freilich würde die Gesandtschaft sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, nach ihrer Heimat zurückzukehren und zu erklären, wir haben zwar den Kahameda gefunden, aber er will nicht König werden, und zu zwingen ist er nicht, weil das unsern Reichsstatuten zuwiderläuft. Wahrscheinlich trifft man dann eine Wahl unter den Edelsten des Landes; denn besetzt muß der Thron werden. Ihr bleibt dann,

was Ihr waret, Hornickel, der Pfandverleiher, nicht einmal Baumeister. Das Königreich ist futsch. Die Wahl steht bei Euch. Gezwungen, hoher Herr, könnt Ihr nicht werden — so lauten die Reichsstatuten von Tauharawi —"

„Was meine Wenigkeit anbelangt" — setzte Strichelius nach einer Pause hinzu — „so werde ich, selbst in dem Falle, daß Ihr Euer Geheimniß der Oeffentlichkeit auch ferner zu entziehen für gut befindet und lieber auf das Königreich verzichtet, gleichwohl nie den Respekt aus den Augen verlieren, den man hoher Geburt schuldig ist."

Es folgte jetzt wieder eine große verhängnißvolle Pause, in welcher es in Hornickel'n fürchterlich kämpfte. Der Zweifel, daß Strichelius doch nicht ganz reinen Wein eingeschenkt, schlich sich unvermerkt ein und brachte plötzlich einen solchen Raptus in dem präsumtiven König von Tauharawi hervor, daß selbst der gewandte Strichelius etwas aus der Fassung gerieth und ihn die Furcht anwandelte, seinen Plan gescheitert zu sehen.

Hornickel sprang auf und faßte den Barbier krampfhaft an der Brust.

„Elender Bube!" donnerte er und schüttelte den stattlich Gekleideten rücksichtslos hin und her;

„welch schändliche Komödie treibt man mit mir; ich werde sofort die Polizei in Kenntniß setzen, daß sie diese hinterasiatische Gesandtschaft ins Hundeloch sperrt. Betrug ohnegleichen, den man sich mit mir erlaubt."

Strichelius fand bald seine Geistesgegenwart wieder. Er kannte den Wucherer, dessen Energie nicht weit reichte, und der umso zahmer wurde, je erfolgloser seine erste Aufwallung verpuffte. Demnach blieb der Barbier vollkommen ruhig.

„Das Blut der Kahameda's," sprach er, „verleugnet sich auch in dieser gerechten Aufwallung nicht" —

„Sprech' er von diesen Kerls nicht mehr," fuhr Hornickel noch immer sehr aufgeregt fort. „Alles Lug und Trug! Wo ist mein Hut und Stock. Ich gehe zum Bürgermeister, damit er diesen hinterasiatischen Spitzbuben, die es wahrscheinlich nur auf meinen Geldbeutel abgesehen haben, Fünfundzwanzig aufzählen läßt."

„Ich will Euch," versetzte Strichelius, „in Eurem verzeihlichen Zornausbruche nicht hindernd in den Weg treten; kann Euch aber nur so viel sagen, daß Euer Gang zu dem Herrn Bürgermeister ein vergeblicher sein dürfte."

„Wie so vergeblich?"

„Weil der Herr Bürgermeister vor einer Stunde

sich veranlaßt gesehen, der fremden Gesandtschaft eine Ehrenwache zu geben."

„Eine Ehrenwache?"

„Es ist nicht anders. Herr Mufrid ben Hadschi hat dem Herrn Bürgermeister bei der jüngsten Audienz Mittheilung gemacht, daß er im Auftrage seiner Regierung in einer wichtigen Mission nach Kirchberg gekommen und um Aufenthalt und Schutz für kurze Zeit gebeten. Er hat bei dieser Gelegenheit durch seine Papiere sich hinreichend legitimirt und zum Ueberfluß tausend Pfund Kaution gestellt, außerdem die hiesigen Armen mit einem Gnadengeschenk von hundert Thalern erfreut."

Hornickel, als er von tausendpfündiger Kaution und hundertthälerigem Gnadengeschenk hörte, stellte den Stock, den er bereits ergriffen hatte, wieder in den Winkel. Er trat zu Strichelius, der mit derselben unschuldigen Miene, wie die ganze Zeit daher, zu ihm aufgeschaut.

„Strichelius," rief er, „zum letztenmale, macht mich nicht toll mit Eurer Gesandtschaft — es wirbelt mir bereits."

„Bei einer so außerordentlichen Glückserhöhung ist dieß kein Wunder."

„Strichelius, was soll ich beginnen?"

„Eure Ratte der Welt vorzeigen und Kahameda werden, oder das Geheimniß wie zeither bewahren und Hornickel bleiben."

„Also die Gesandtschaft weiß noch nicht, daß ich derjenige bin, welcher —"

„Bis jetzt noch nicht. Ich habe mein Gelöbniß natürlich nicht gebrochen."

Hornickel lief in merkwürdiger Aufregung die Stube auf und ab.

„Und decouvriren muß ich mich, falls mich Herr — wie heißt Seine hinterasiatische Exzellenz?"

„Mufrid ben Hadschi."

„Richtig! Herr Hadschi anerkennt?"

„Allerdings; die hohe Gesandtschaft muß sich in Gegenwart zweier europäischer Zeugen, wovon der Eine ein Arzt sein muß, nicht sowohl von der Ratte im allgemeinen, als im besondern überzeugen."

„Wie so im besondern?"

„Ob es auch die richtige Ratte und ob keine Täuschung unterläuft."

„Gräßlich, gräßlich! mein Geheimniß, das mit solcher Gewissenhaftigkeit seit meiner Geburt bewahrt."

„Nachdem Eure Ratte königliches Familienwappen geworden, seh' ich nicht ein, warum Ihr zögert, damit hervorzutreten."

Es ist jetzt an der Zeit, den Leser mit dem merkwürdigen Muttermale, welches ein neckischer Naturgeist Hornickel'n auf das linke Schulterblatt gebeizt hatte, näher bekannt zu machen.

Dieses allerdings höchst merkwürdige Muttermal war nichts weiter, als ein Naturspiel, wie es sich nicht zu selten an dem Körper mancher Menschen vorfindet. Die Veranlassung lag in einem sogenannten ‚Versehen' der Mutter Hornickel's, als sie mit der würdigen Frucht sich in interessanten Umständen befand. In jener verhängnißreichen Zeit sprang einst beim Auskleiden eine große abscheuliche Ratte der armen Frau auf die entblößte Schulter und biß sich so bösartig ein, daß es des verzweifelndsten Schüttelns der im höchsten Grade Erschrockenen bedurfte, um das abscheuliche Geschöpf wieder loszuwerden. Es bedurfte hierzu einer geraumen Zeit; in solchem Grade hatte sich die Ratte verbissen. Die späteren Folgen blieben nicht aus. Als der kleine Hornickel das Licht der Welt erblickte, zeigte sich auf seinem linken Schulterblatte ein thalergroßer schwarzer Fleck. Die Mutter ahnte sofort die Ursache, doch hoffte sie, daß mit der Zeit dieses allerdings etwas umfängliche Muttermal verschwinden werde. Die arme Frau täuschte sich. Je mehr der kleine Hornickel gedieh und

wuchs, desto mehr gestaltete sich der schwarze Fleck, so daß sich bereits nach Ablauf des ersten Jahres die Umrisse zu einer Ratte nicht verkennen ließen. Vergebens suchte Madame Hornickel durch Beizen aller Art das garstige Ding hinwegzubringen. Half alles nichts. Je größer Hornickel wurde, desto größer wurde auch die Ratte: je mehr Hornickel sich körperlich entwickelte, desto mehr entwickelte sich auch die Ratte. Nach drei Jahren ließ das Thier nichts mehr zu wünschen übrig. Alles war da; Kopf, Pfoten, Schwanz, das vollendetste Silhouettenbild einer Ratte. Die Mutter war außer sich und ihr ganzes Bestreben war dahingerichtet, das abscheuliche Thier der spottsüchtigen Welt zu verbergen. So blieb denn das widerliche Naturspiel ein Geheimniß. Hornickel selbst wußte in den ersten Jahren seines Daseins nichts von dem unheimlichen Kameraden, den er auf der Schulter trug. Erst als er verständiger geworden, machte ihn seine Mutter nach vorhergegangener Einleitung, indem sie zwei Spiegel kunstgemäß stellte, mit dem schwarzen Gesellen bekannt.

Der junge Hornickel schrie laut auf und schüttelte mit derselben Todesverzweiflung, wie seine Frau Mutter ehedem geschüttelt hatte. Bei der Mutter sprang endlich die Ratte ab, beim jungen Hornickel

blieb sie aber sitzen. Es bedurfte sehr langer Zeit, ehe er sich von seinem Entsetzen erholte. Zugleich ging die zeitherige Sorge der Mutter wegen sorgfältiger Verheimlichung des abscheulichen Thieres auf ihn über. Seine Mutter verfertigte mit eigener Hand und unter manchem Seufzer eine für die Ratte eigens berechnete und konstruirte Flanelljacke, welche Hornickel nie ablegte und beim Wechsel mit einer neugewaschenen stets alle mögliche Vorsichtsmaßregeln gegen Ueberraschung traf. Bei solchem Flanelljackenwechsel gab es keinen Riegel, den er nicht vorgeschoben, kein Schloß, das er nicht vorher gewissenhaft hinter sich zugeschlossen hätte.

Gleichwohl wollte es ein bös Geschick, daß das Geheimniß eines Tages doch verrathen und gerade in die Hände eines Mannes kommen sollte, der kein Bedenken trug, davon den möglichsten Nutzen zu ziehen. Dieser Mann war, wie der Leser bereits in Erfahrung gebracht hat, niemand anders als Herr Philipp Strichelius. Die interessante Entdeckung war folgendermaßen vor sich gegangen. Hornickel hatte sich bei einer Holzversteigerung im Friedewalde, wo er den armen Leuten selbst das letzte Kläfterchen Holz wegerstand, um es später mit umso größerem Vortheil loszuschlagen, bei einem stürmischen, naß-

kalten Novembertage dermaßen erkältet, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, in dessen Folge er eine Zeitlang das Bewußtsein verlor. Der herbeigerufene Doktor Rattenspazer verordnete Blutegel am Hinterkopf und Nacken. Strichelius war beauftragt, wie es sein Amt mit sich brachte, diese Operation vorzunehmen. Hornickel lag ohne alle Besinnung, und da Rattenspazer infolge eines andern Kranken abberufen worden, war der Bewußtlose ganz in die Hand des Strichelius gegeben. Letzterer, um seinen Blutegeln freien Spielraum zu verschaffen, gerieth auf die Flanelljacke, die sich höchst eigensinnig seinen blutdürstigen Bestrebungen entgegenstellte. Strichelius fackelte nicht lange. Da die höchst merkwürdig konstruirte Jacke nicht gutwillig sich ausziehen lassen wollte, ergriff der Bader eine Scheere und schnitt das Meisterwerk mitten hindurch. Er machte erst die rechte Schulter frei, dann entblößte er den Rükken; jetzt zog er den Flanellfetzen von der linken Schulter —

„Heiliges Donnerwetter! was ist das?" rief Strichelius und prallte einen Schritt zurück. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Er guckte genauer hin. Das schwarze Ding blieb unbeweglich. Er tippte endlich leis mit dem Finger darauf. Die

Ratte lief nicht fort. Strichelius machte jetzt nähere Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Naturspiel.

„Es ist weiter nichts," sprach er nach genauerer Untersuchung, „als ein kolossales Muttermal in Gestalt einer Ratte."

„Ich habe in meiner Praxis doch manches Muttermal gesehen," fuhr er nach einer Pause fort, „aber dieses hier übertrifft alle andern, und überdieß eine Ratte — sie kann nicht treuer kopirt sein — und dieses Thier trägt Hornickel auf der Schulter und niemand in ganz Kirchberg, wo man des Nachbars Mützenfutter kennt, weiß etwas davon? Mit welcher Virtuosität hat Hornickel dieses Thier zu verbergen gewußt. Jetzt geht mir auch über diese räthselhafte Façon der Flanelljacke ein Licht auf. Also muß ihm außerordentlich daran gelegen sein, das schwarze Beest der Welt zu verheimlichen. Natürlich, wenn es bekannt würde, Hornickel'n sitzt eine Ratte auf dem Rücken, die ganze kirchberger Straßenjugend schlüge Räder und Sturzelbäume vor Wollust. Der elende Geizhals und Wucherer dürfte sich nirgends mehr blicken lassen."

Wieder nach einer Pause fuhr Strichelius, der sich von der gemachten Entdeckung gar nicht erholen konnte, fort: „Und i ch muß der glückliche Colum-

bus sein, der diese kostbare Ratte entdeckt. Gesegnete Holzauktion! mag die halbe Klafter zum Teufel sein, die der elende Wucherer auch mir nicht gönnte. Fiebergesegnete Bewußtlosigkeit, was verdank' ich Dir! Warte, Schlingel, Du sollst mir meine halbe Klafter theuer bezahlen. — Aber jetzt muß ich vor allen Dingen darauf bedacht sein, daß der Kerl nicht draufgeht. Was hälfe mir am todten Hornickel die Ratte? Also heraus, muntre Jungen, versucht einmal, wie das Blut Euresgleichen schmeckt. Beißt, Rackers, ich gönne Euch das Traktement. So, nicht wählerisch."

Unter diesem Selbstgespräch hatte Strichelius mit geübter Hand die ganze Rückwand des Kranken mit Blutegeln behangen.

„Genirt Euch nicht," fuhr er, die Blutegel ermunternd, fort, „immer fort gesoffen, damit Euer Herr Prinzipal nicht in die Wicken geht."

Aus diesen und folgenden Selbstgesprächen des Barbiers ersehen wir sattsam, daß er willens war, aus dem Geheimnisse des Wucherers möglichsten Nuzzen zu ziehen. Hier mußte ihm nun vor allem daran gelegen sein, daß außer ihm niemand von dem schwarzen Ungethüm Kenntniß erhielt. Strichelius benutzte daher die Zeit, während sich die Blutegel

im Hornickel'schen Blute berauschten, sein Talent als Schneider (Nadel und Zwirn führte er stets bei sich) zu bewähren.

Mit einer Virtuosität und Kunst, gegen welche sich die Konstruktion der zeitherigen Flanelljacke verstecken mußte, wußte er die Stätte, wo sich die Ratte gelagert, so zweckmäßig durch Flanell zu vernähen und durch Bänder zu befestigen, daß der im Fiebertraum schnarchende Hornickel nicht ahnte, wie sein Geheimniß durch die kunsterfahrne Hand des Strichelius jetzt weit besser verwahrt werde als früher.

Die Blutegelschar hatte sich an Hornickel'n zu kleinen wiener Würstleins angesoffen und fielen einer nach dem andern gesättigt ab. Der Kranke, nachdem er sich einer ziemlichen Quantität seines dicken Blutes entledigt, schien sich wohler zu befinden. Das Schnarchen tönte gesünder.

Strichelius blickte nicht ohne Wohlgefallen auf sein Werk. Er war mit seiner kleinen Schar zufrieden und sprach mit Mephistopheles:

‚Er schläft. So recht, ihr zarten Jungen,
Ihr habt ihn treulich eingesungen.‘

Lange hat man den Philipp Strichelius einen Kranken nicht mit größerer Sorgfalt behandeln sehen, als es mit dem fibrirenden Apollonius Hornickel der Fall

war. Er kam fast nicht vom Bette und machte die Bemühungen des promovirten Rattenspazer fast ganz überflüssig. Mit der Wachsamkeit eines Argus hielt er darauf, daß der kunstreich über die Ratte gespannte Flanellfleck nicht von profaner Hand berührt oder verletzt werde. Gern hätte er die Bandage gerichtlich versiegelt, wenn sich das einigermaßen hätte bewerkstelligen lassen.

Dieser außerordentlichen Krankenpflege, dieser streng eingehaltenen Diät und genauen Befolgung aller andern heildienlichen Verordnungen gelang es, daß sich der Kranke in kurzer Zeit erholte.

Wir kommen jetzt zu der großen Szene, wo Hornickel eines schönen Tages die Entsetzen erweckende Entdeckung macht, daß ihm hinten ein großes Stück seiner mit Eifersucht bewachten Flanelljacke fehlt. Betrachten wir den seltenen Moment etwas in der Nähe. Strichelius, dessen Ausdauer und Sorgsamkeit wahrhaft bewundernswerth zu nennen, saß am Bette. Hornickel war wieder vollkommen bei Verstande und fühlte sich bedeutend besser.

Nichtsdestoweniger war ihm die ausdauernde Anhänglichkeit des Barbiers nicht recht. Er wußte, daß dieser nichts umsonst that, und in dem genesen-

den Körper erwachte bald wieder die alte Wucherseele.

„Ich bedarf Eurer jetzt wirklich nicht mehr, Strichelius," sprach Hornickel; „so Ihr einmal des Tages nachfragt, ist es hinreichend. Geht getrost Euern übrigen Geschäften nach."

„Ich möchte Euch nicht gern allein lassen. Ihr bedürft der Pflege."

„Das kann meine Tochter verrichten, geht nach Hause, Strichelius. Es wäre Luxus und kostspielig, wollt' ich Eure Zeit länger auf so völlig nutzlose Weise in Anspruch nehmen. Seht, ich kann mich schon etwas emporrichten; kann auch rufen, wenn ich etwas benöthigt bin."

Als trotzdem Strichelius zögerte und nicht sofort nach der Mütze griff, siegte der alte Grobian in dem Wucherer.

„Scheert Euch zum Satan!" rief er, „ich brauch' Euch nicht mehr, die Rechnung wird ohnehin gepfeffert ausfallen. Doch halt, bevor Ihr geht, ich weiß nicht, es grimmt mich abscheulich im Nacken und ich kann mit der Hand nicht recht dazu. Also krabbelt mich einwenig, dann könnt Ihr gehen. Ihr braucht bloß mit der Hand auf der Flanelljacke etwas hin und her zu fahren."

Strichelius wußte, daß das Grimmen von den verharschten Blutegelwunden herrührte. Er begann also mit der Hand die empfindsamen Stellen so sanft, wie möglich, zu frottiren. Hornickel'n that das gut, auch hielt er eine ziemliche Weile stille; da er jedoch in dem Wahne lebte, sich im Besitze seiner unverletzten Flanelljacke zu befinden, gab er seine Mißbilligung darüber zu erkennen, daß Strichelius mit der Hand darunter gefahren.

„Wenn Ihr Euch doch nicht in Dinge mengen wolltet, die Euch nichts angehen," sprach er, „daß Ihr Euch immer von Eurer Voreiligkeit zu weit hinreißen laßt. Was habt Ihr mit der Hand unter meiner Flanelljacke zu suchen? Oberhalb sollt Ihr scharren, aber nicht drunter."

Strichelius hielt es jetzt für am gerathensten, Hornickel'n nicht länger in seinem Irrwahne zu lassen.

„Wir waren gezwungen," sprach er, „um Euch in der schweren Krankheit die so nöthige Linderung zu verschaffen, die Flanelljacke etwas zu lüften."

Hornickel, dem aus bekannten Gründen nichts über die Unverletztheit seiner Flanelljacke ging, fuhr wie vom Donner erschreckt empor.

„Ich bring' Euch ins Zuchthaus," rief er leidenschaftlich, „so Ihr Euch an meiner Jacke ver-

griffen, die mir deßhalb unschätzbar, weil sie mich vor allen Rheumatismen schützt."

„Ruhe, Ruhe!" bat Strichelius, „die Aufregung könnte schädlich werden."

„Der Teufel mag ruhig bleiben bei Euern Attentaten." Zugleich raffte Hornickel seine ganze Kraft zusammen, um sich mit der eigenen Hand von der Integrität seines kunstreich konstruirten wollenen Schatzes zu überzeugen, sank aber, als er seinen bloßen Nacken betastete, mit dem Ausrufe: „Herr des Himmels!" auf sein Lager zurück.

Strichelius, der da befürchtete, der Schreck könne nachtheilige Folgen für den Wiedergenesenden haben, bat fortwährend sich zu beruhigen.

Aber für Hornickel war an keine Ruhe zu gedenken. Der Gedanke, daß sein langbewahrtes Geheimniß eine Beute des Doktors oder des Barbiers geworden, brachte ihn zur Verzweiflung. Im ersten Schrecken lag er langausgestreckt auf dem Rücken, mit offenen Augen, wie ein Hase. Dann fuhr er empor, schaute den Barbier mit entsetzlichem Blicke an.

„Strichelius, Ihr wißt es!"

Der verschmitzte Barbier nickte verständnißinnig und geheimnißvoll mit dem Kopfe, neigte sich dann

zu dem Ohre Hornickel's und sagte bedeutungsvoll: „Aber außer mir kein Mensch."

Hornickel athmete etwas leichter.

„Kniet nieder, gleich hier am Bette."

Strichelius that, wie ihm geheißen.

„Schwört!"

„Ich schwöre!"

„Nicht zu verrathen."

„Nicht zu verrathen."

„Was Ihr gesehen habt."

„Was ich gesehen habe, die Ratte —"

„Ruhe! Es soll Euer Schade nicht sein."

„Es wird mein Schade nicht sein."

Mit diesen Worten erhob sich der Barbier, indem er seine Kniee abstäubte.

Hornickel fühlte sich, trotz des Schwures, wie gebrochen. Matt reichte er dem jetzt kundigen Barbier die Hand.

„Strichelius," sprach er, „seid mein Freund!"

„Und wie!" betheuerte von neuem der Bader, indem er in seinem Innern frohlockte.

„Strichelius," fuhr Hornickel in großmüthiger Ekstase fort, „Ihr versteht mich —"

„Ich verstehe Euch —"

„Wenn Ihr einmal in Verlegenheit, Ihr wißt schon —“

„Ich weiß.“

Hornickel in seinem Wohlthätigkeitsparoxysmus fortfahrend: „Es können Fälle im menschlichen Leben eintreten, wo der edelste Mensch in die Nothwendigkeit versetzt wird, seinen Nebenmenschen anzupumpen—“

Wie Orgelton und Glockenklang schlugen diese verhängnißschweren Worte an das Ohr des Barbiers.

„Ja wohl, das passirt dem edelsten Menschen.“

„Geht in solcher Lage an meinem Hause nicht vorüber, Strichelius. Wir sind alle Christen.“

„Ich gehe nicht vorüber.“

„Was gemacht wird, wird gemacht, Strichelius!“

„Ich denk's auch.“

„Hornickel wurde immer bewegter. Er breitete die Arme aus.

„Strichelius, an mein Herz!“

Der Barbier sank mit Plastik in die aufgehaltenen Arme. Es war ein großer Moment.

„Laßt Euch küssen, Strichelius!“

Der Barbier hielt den Backen hin.

„Alles — Alles — unter Einer Bedingung—

„Die Ratte bleibt unter uns.“

„Sie sei das Band der zärtlichsten, unzertrennlichsten Freundschaft.“

„Sie sei es,“ sprach der Barbier. „Auch habe ich bereits während Eurer Bewußtlosigkeit Sorge getragen, daß das Geheimniß unenthüllt bleibe. Ich habe das Rattenlager auf eine Weise mit Flanell vernäht, daß es jedem Menschenauge verborgen bleibt.“

„Edler Mensch! Ich muß Euch nochmals ans Herz schließen.“

Dieses zarte Band der Freundschaft zwischen Hornickel'n und dem Barbier sollte indeß bald bedeutend aufgelockert werden, indem Letzterer bereits nach acht Tagen in Verhältnisse gerieth, wohin nach Hornickel's Ansicht der edelste Mensch gerathen kann. Strichelius ging darum, als er sich in der ersten Geldverlegenheit befand, an Hornickel's Hause nicht vorüber, sondern ging hinein.

Hornickel war währenddeß in jenen gesunden, nüchternen Zustand zurückgekehrt, wo die Akkorde des weichen Gemüths weniger vernehmbar tönen und die kühlen Operationen des Verstandes ihr unerquicklich Werk beginnen.

Als daher Strichelius mit seinem gelinden Pumpe hervorrückte, that Hornickel gar nicht, als ob er ihn recht verstehe. Er schien sich auf die beschriebene

Freundschaftsszene schlechterdings nicht besinnen zu können. Er wußte von keinen Verbindlichkeiten, die er während seiner Rekonvaleszenz eingegangen haben sollte.

Strichelius mußte in der That unverrichteter Sache abziehen. Der Barbier war indeß nicht der Mann, der sich in solchen Fällen nicht zu benehmen gewußt hätte. Er ging nach Hause und malte die Hornickel'sche Ratte, wie sie leibte und lebte, in den frischesten Farben auf ein Papier. Dieses steckte er in die Tasche und begab sich nochmals zu Hornickel.

Das Antlitz des Wucherers verfinsterte sich auffällig, als nach kurzer Zeit Strichelius abermals ins Zimmer trat. Da Hornickel lediglich durch seine vorgebliche Vergeßlichkeit mit dem Barbier fertig geworden, glaubte er, dieses bewährte Mittel von neuem in Anwendung bringen zu müssen und seine Vergeßlichkeit erreichte daher einen wahrhaft außerordentlichen Grad.

„Seit der Holzauktion bis vor wenig Tagen," log Hornickel, „weiß ich gar nichts, was mit mir vorgegangen. Wenn ich Euch Freundschaft gelobt, Verpflichtungen übernommen, Versprechen gethan, so geschah das in der Fieberhitze. In meinem jetzigen

Zustande ist alles ausgelöscht; glaubt mir's, alles ausgelöscht."

Anstatt aller Antwort zog jetzt der Barbier mit einer Gelassenheit, Zartheit, die einem Diplomaten zur Ehre gereicht haben würde, das verhängnißvolle Papier hervor und hielt es mit einem seltsamen Lächeln Hornickel'n hin. Das wirkte. Der Wucherer prallte zurück, sein Gedächtniß schien sich überraschend schnell wiederzufinden. Er griff konvulsivisch nach dem vorgehaltenen Konterfei, dessen sprechende Aehnlichkeit mit seinem vierfüßigen Begleiter nicht zu verkennen war, das aber Strichelius rasch zurückzog und wieder in die Tasche steckte.

„Wie viel braucht Ihr?" fragte Hornickel mürrisch.

„Dreißig Thaler!"

Der Wucherer glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Wie viel?" frug er noch einmal.

„Dreißig Thaler; wenn Eure Güte ein paar mehr hinzufügen wollte, könnte es nicht schaden."

„Das ist aber eine Unsumme, namentlich für einen Barbier. Wozu kann ein Barbier in Kirchberg dreißig Thaler brauchen —?"

„Es können Fälle im Leben eintreten, wo der edelste Mensch —"

„Aber solch eine horrende Summe, die hab' ich gar nicht vorräthig."

Wieder anstatt aller Antwort langte Strichelius das Papier hervor und seine Blicke ruhten mit sichtbarem Wohlgefallen auf dem schwarzen Bilde.

„Auf wie lange?" frug jetzt der Wucherer, der den Anblick des schwarzen Thiers nicht zu ertragen vermochte.

„Hängt von Umständen ab."

„Ihr werdet doch nicht verlangen, daß ich Euch dieses Heidengeld schenke?"

„Wo denkt Ihr hin?"

„Also auf wie lange?"

„Hängt von Umständen ab."

„Aber, Strichelius, ich bitt' Euch um alles in der Welt, wozu dieses Kapital, das ich mir aus den Rippen schneiden möchte, da die Gelder so sparsam eingehen. Wozu dreißig, sage dreißig Thaler —!?"

„Da ich einmal Euer Vertrauen zu gewinnen so glücklich gewesen," sprach der Barbier —

Hornickel brummte hier etwas, das Strichelius nicht verstand. Letzterer fuhr fort: „So sollen auch unter uns hinfort keine Geheimnisse mehr stattfinden,

wie es unter wahren, guten und lieben Freunden immer sein sollte."

„Zur Sache!" drängte unmuthig der Wucherer.

„Auch ich habe meine Geheimnisse, guter Hornickel, so gut, wie Ihr."

Hornickel glaubte jetzt den Barbier ebenso zu fangen und in den Sack stecken zu können, wie er darin stak.

„Wenn ich von diesem Hallunken," sprach er zu sich, „ebenfalls etwas erfahren könnte, was die Welt nicht wissen soll, so wollt' ich ihn bedreißigthalern!"

Hornickel nahm also einen ganz andern und zwar einen höchst theilnehmenden, freundschaftlichen und vertrauenerweckenden Ton an.

„Strichelius," sprach er, „was Euer Herz belasten mag, wär's ein Verbrechen, schüttet es aus in den Busen des Freundes. Es trägt sich, glaubt mir, leichter, sobald die verwandte Seele mittragen hilft. Also macht Euch leicht, Strichelius, schafft Euch Luft. Euer Beichtvater kann nicht verschwiegener sein. Faßt Vertrauen. Also, Strichelius, welches Verbrechen belastet Eure kummervolle Seele? Wie heißt das Geheimniß, wozu Ihr die dreißig Thaler vonnöthen habt? Habt Ihr jemand umgebracht und wollt Ihr die Verschwiegenheit eines

drohenden Verräthers erkaufen? Habt Ihr Euch an fremdem Eigenthume vergriffen?"

„Meine Seele ist rein von diesen Verbrechen."

„So" — sprach Hornickel, in etwas weniger vertraulichem Tone.

„Habt Ihr Euch in demagogische Umtriebe eingelassen und fürchtet die Entdeckung?"

„Ich war stets guter Royalist."

„Nun, zum Henker," fuhr Hornickel ungeduldig heraus, „wie heißt denn das Vergehen, so Ihr Euch habt zu Schulden kommen lassen?"

„Ich weiß von keinem."

„Von keinem?!"

„Ich sprach ja nur von einem Geheimniß."

Hornickel'n war an einem bloßen Geheimniß weniger gelegen. Er hatte auf ein Vergehen, womöglich auf Mord und Brandlegung gehofft. Gleichwohl frug er: „Worin besteht dieses Geheimniß?"

„Aber, Herr Hornickel" —

„Stumm, wie's Grab."

Nachdem Strichelius den Wucherer noch eine Zeitlang auf der Folter der Neugier geröstet hatte, sprach er endlich: „Ich wollte meiner Frau zu ihrem Geburtstage eine Freude machen."

Darin bestand das große Geheimniß. Hornickel

war wie aus den Wolken gefallen und ordentlich empört ob des zärtlichen Gatten.

„Ihr bleibt der alte Leutevornarrenhalter," rief er zornig. „Aber diese Geburtstagfreude wird doch nicht dreißig Thaler kosten?"

„Ich wollte meiner Frau eine Amsel kaufen."

Hornickel ward über solchen Luxus, der mit seinem Gelde geschehen sollte, immer rackriger.

„Aber eine Amsel kostet nicht dreißig Thaler! Für dreißig Thaler kaufe ich das ganze Amselgeschlecht auf dem Erdboden zusammen."

„Und mir wollt' ich eine Flöte beschaffen, um in einsamen Stunden meinen Träumen und Phantasieen melodisch nachzuhängen. Es liegt so was beruhigendes in sanftem Flötenspiel."

Hornickel wollte verzweifeln.

„Aber da kommen noch immer keine zwanzig Thaler 'raus. Mit Fünfen, sollte ich meinen, werden wohl die Geburtstagfreuden für Madame Strichelius nebst Flötenspiel zu bestreiten sein?"

„Muß gleichwohl um dreißig Thaler bitten," erwiederte achselzuckend Strichelius. „Mein Karlemann braucht auch ein paar neue Hosen."

„Ich bin doch aber nicht da, um Eure ganze

Familie auszustaffiren? Hier sind zehn Thaler und nun packt Euch!"

„Geht beim besten Willen nicht, guter Herr Hornickel."

Der Wucherer rannte, wie von der Tarantel gestochen, auf und ab. Endlich blieb er vor Strichelius stehen, welchen nicht einen Augenblick seine Ruhe verließ.

„Strichelius," frug er und schüttelte krampfhaft den Barbier an beiden Schultern, „ich frage Euch, ob Ihr es dereinst glaubt verantworten zu können, mich so unverschämt anzupumpen?"

„Das Verantworten dereinst, guter Hornickel, ist ja meine Sache."

„Nein, Ihr könnt's nicht, wahrhaftig nicht!"

„Ich glaube, ich kann's. Also noch zwanzig Thälerchen, wenn es Euch gefällig ist."

„O Ratte, Ratte, Ratte! Fluch meines Lebens!" rief der Wucherer, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Strichelius blieb bei alledem die Ruhe selbst. Er bratete, sozusagen, den Wucherer am kleinen Feuer und ließ nicht nach, bis der dreißigste Thaler auf dem Tische lag. Nachdem Hornickel nach endlosen Debatten den letzten der Mohikaner aufgezählt hatte,

fiel er erschöpft in den Armstuhl, während Strichelius mit freundlicher Ruhe den Vorschuß einstrich. Als der Barbier mit Geldeinstreichen fertig, winkte Hornickel, daß er sich entfernen solle.

Strichelius fand es aber zweckdienlich, zuvor noch eine kleine Anrede, die den Wucherer vollends zur Verzweiflung brachte, zu halten.

„Guter Hornickel," sprach er, „w a n n ich dieses kleine Darlehn zurückerstatten werde, weiß ich zur Stunde noch nicht; doch wollt' ich mir die Bemerkung erlauben, daß, sobald ich mich wieder in jener Lage befinde, in welche, nach Eurer eigenen Ansicht, der edelste Mensch gerathen kann, Ihr künftig eine weniger widerhaarige Position einnehmet. Bedenkt, daß meine Zeit edel ist. Ich kann bei künftigen Fällen nicht jeden Thaler einzeln herausdisputiren. Die Zahlung muß prompt geschehen, die Sache bald abgemacht sein. Auch das sauertöpfische Gesicht, das Ihr heut' in unterschiedlichen Variationen und Gradationen herausgesteckt habt, muß ich mir höflichst verbitten. Einen freundlichen Geber will nicht bloß der Himmel, den will auch ich."

Hornickel wand sich, als ob er Kolik habe, auf seinem Armstuhle.

„Ich hoffe," krächzte er, „daß dieses Blutgeld,

diese dreißig Thaler, eine Weile nachhalten, und daß ich für geraume Zeit Ruhe habe."

„Das steht bei den Göttern, guter Hornickel. Guten Morgen!"

Mit diesen etwas theatralisch gesprochenen Worten verbeugte sich Strichelius und ging mit Anstand ab. Hornickel fuhr aber wie ein angeschossener Eber empor.

„Nein," schrie er, verzweifelnd auf- und ablaufend, „das ist kein Mensch, das ist der Satan in höchst eigener Person! Unglückselige Holzauktion, die mir nie hätte in den Sinn kommen sollen. Elendes Fieber! O, Ratte, Ratte, die alt mit mir geworden, ohne daß ein Mensch eine Ahnung gehabt und nun diesem Strichelius, diesem Belial, diesem Blutegelgeneral zur Beute fallen muß! — Es ist nur ein Glück, daß Rattenspazer nicht auch darum weiß, dann wär' ich ein Seitenstück des Mannes, ich glaube, er hieß Laokoon, der von zwei Schlangen umgebracht wurde."

Diese Pumpszenen zwischen Hornickel'n und dem Barbier wiederholten sich, nachdem Letzterer mit den dreißig Thalern die erste Bresche geschossen, ziemlich oft. Hier kam es nun stets auf die Laune des Strichelius an, ob er den Wucherer, außer daß er ihn pekuniär anzapfte, auch noch ärgern wollte. Hatte

Strichelius üble Laune und brauchte er rasch Geld, so machte er wenig Umstände und die Sache war bald abgethan. Hatte er jedoch Zeit, war er nicht gedrängt und guter Laune, so wiederholte sich stets das Spiel der Katze mit der Maus.

Manchmal, namentlich wenn Strichelius in Erfahrung gebracht, daß der Wucherer irgendeine neue Schurkerei sich hatte zu Schulden kommen lassen, ergriff er die Gelegenheit, denselben bis aufs Blut zu peinigen, so daß Hornickel einmal selbst im Begriff stand, sein Geheimniß preiszugeben und seine Ratte der Oeffentlichkeit nicht länger vorzuenthalten, um nur den entsetzlichen Peiniger und Blutsauger loszuwerden. Strichelius war aber viel zu klug, es auf diesen für ihn zu gefährlichen Punkt kommen zu lassen.

Je mehr aber der Barbier dem Wucherer Noth und Sorgen machte, desto unbeschwerlicher war der zweite Inhaber des Geheimnisses, der Student Bachmann, der Verehrer seiner Tochter. Dieser war infolge seines gegebenen Ehrenwortes nicht nur vollkommen verschwiegen, sondern er benutzte auch das Geheimniß im geringsten nicht, um daraus irgendeinen Vortheil zu ziehen. Auch Bachmann war, wie Strichelius, auf ziemlich originelle Art und Weise

zur Kenntnißnahme der Ratte gekommen. Der Hergang war folgender:

In den Sommermonaten badete der Wucherer von Zeit zu Zeit in einem der abgesperrten Stadtbäder, die sämmtlich von Häuschen umgeben waren, so daß die profanen Blicke der Außenwelt nicht in das Innere der Heiligthümer zu dringen vermochten. Bachmann, noch Gymnasiast, hatte sich immer schon vorgenommen, Hornickel'n, von dem er täglich Gelegenheit hatte, neue Schändlichkeiten zu hören, einen Possen zu spielen. Er wollte nämlich, wenn Hornickel im Bade, da er wußte, daß der Wucherer vor keinem Thiere größere Aversion hatte, als vor einer Hummel, deren Gesumm ihm unerträglich war, eine Abtheilung dieser schwarzen Prinzen in den Baderaum gelangen lassen. Jetzt entstand aber die Frage: wie diesen Plan ins Werk zu führen, da Hornickel aus bekannten Gründen (beim Baden legte er die Flanelljacke ab) das Badehaus auf das sorgfältigste zu verschließen pflegte? Bachmann hatte letzteres wiederholt von allen Seiten rekognoszirt und war endlich so glücklich gewesen, eine Stelle ausfindig zu machen, vermittelst welcher, bei seiner Kletterfertigkeit, er auf das Dach des Häusleins gelangen konnte. Dieses Dach bestand aus einfachen Brettern und

war in solches nicht ohne große Schwierigkeit eine Oeffnung zu bohren. Der unternehmende Gymnasiast vollbrachte dieses Kunststück eines schönen Abends. Er bohrte so lange, bis die Oeffnung groß genug war, um als Lorgnette zu dienen und um eine Hummel durchzulassen.

Der große Tag, wo der badende Hornickel mit den schwarzen Brummern attakirt werden sollte, war erschienen. Bachmann mit seiner Hummelschachtel lag wie ein Strauchdieb hinterm Gebüsch, das in nächster Nähe des Badehauses üppig emporwucherte, und lauerte, ob der Hornickel bald erscheinen werde. Er kannte Tag und Stunde, wann dieser zu baden pflegte. Endlich wurden Fußtritte vernehmbar. Hornickel erschien. Er schaute sich ringsum, ob etwa Leute in der Nähe, denn er liebte es nicht, wenn er ins Bad ging, sich beobachtet zu sehen. Sorgsam schloß er die Badethüre auf. Noch sorgsamer verschloß er sie hinter sich. Bachmann, im grünen Versteck, wartete jetzt, bis er glaubte, daß sich Hornickel in vollkommen adamitischem Zustande befinde. Leise und vorsichtig kroch er hervor und bewerkstelligte glücklich die Besteigung des Badehauses; Hornickel, der bereits, ein zweiter Neptun, im Wasser plätscherte, hatte von der Aufkletterei keine

Ahnung und gab sich ganz dem wohlthuenden Gefühle hin, vollkommen unbelauscht zu sein. Er gefiel sich in den merkwürdigsten Stellungen, die oft mit den Gesetzen der Aesthetik nicht in gehörigen Einklang zu bringen waren. Bald lag er rudernd auf dem Rücken, die Beine wie ein paar Schornsteine emporgestreckt, bald kühlte er seinen umfangreichen Wanst in der Flut. Bachmann, der durch sein Bohrloch wie aus dem Himmel herabschaute, amüsirte sich bestens an den grotesken Kapriolen des badenden Hornickel. Doch wie unterschiedliche Schwenkungen der Badende auch vornahm, das hinterasiatische Familienwappen, die schwarze Ratte, stack immer noch zu tief unter Wasser, als daß sie der Beobachter hätte ansichtig werden können.

Hornickel lag eben in allerhöchstem Wohlbehagen auf dem Rücken und hatte seine beiden Beine wieder wie Sterngucker in die Höhe gestreckt, als Bachmann den ersten Brummer durchs Loch spazieren ließ, der glücklich hinein, in dem nicht zu großen Baderaume sich sofort durch energisches Gebrumme bemerklich machte und die Aufmerksamkeit Hornickel's augenblicklich in Anspruch nahm. Die eingedrungene Hummel vernehmen und die Beine, wie die Schnecke die Hörner, einziehen, war das Werk

einer Sekunde. Der brummende Eindringling schwebte jetzt über dem Haupte des Badenden, welcher seine gesammten Gliedmaßen bis auf die Kopfinsel unter Wasser gesetzt hatte. Mit Schaudern vernahm das bis an die Nase versenkte Haupt das sich nähernde Gebrumme. Die Hummel, nachdem sie wiederholt Hornickel's Kopf umkreist und keinen andern trockenen Ruhepunkt fand, setzte sich endlich auf den mit dickem Buschwerk bewaldeten Schädel des Badenden. Aus der plötzlich eingetretenen Ruhe ahnte Hornickel mit Entsetzen, daß die Hummel auf seinem höchst eigenen Kopfe Platz genommen, obschon er nichts davon fühlte. Sein Grausen wuchs in solchem Grade, daß ihm die Haare begannen kerzengrad zu Berge zu stehen, welches die Hummel indeß im geringsten nicht genirte; im Gegentheil lustwandelte sie über dem sich sträubenden Haarwald wohlgemuth dahin und gelangte bis in die Gegend der Stirn. Der Gedanke, daß das schwarze Thier bis auf die, wie ein kleiner Aetna aus der Flut emporragende Nase vordringen und hier seinen Mordstahl einsenken möchte, brachte Hornickel'n zur Verzweiflung. Er schüttelte erst einwenig, und als das nicht fruchtete, faßte er den rasenden Entschluß, unterzutauchen, ein Unternehmen, vor welchem er fast einen ebenso großen

Abscheu hatte, wie vor der Hummel. Als der schwarze Brummer Wald und Insel unter seinen Füßen versinken fühlte, erhob er sich wieder und schwebte über dem Wasser. Lange hielt es Hornickel im feuchten Elemente nicht aus. Er fuhr luftschnappend wieder empor. Da war auch die Hummel wieder da. Es war zum Verzweifeln. Hornickel überlegte jetzt, ob er mit seinem Feinde ein Gefecht entriren, ob er ihn vielleicht besiegen und ersäufen könne.

„Wenn ich den Schwarzen beständig mit Wasser bespritze," überlegte Hornickel, „mache ich ihn entweder kampfunfähig oder er reißt aus und geht dahin zurück, wo er hergekommen. Ich begreife überhaupt nicht, wie er hereingekommen. Ich habe alle Ritzen und Astlöcher sorgfältig verstopft."

Die Kriegslust in Hornickel's Kopf, der jetzt triefend aus dem Wasser hervorragte, wollte eben die Oberhand gewinnen, als Bachmann den zweiten Brummer, welchem gleich darauf ein dritter folgte, einpassiren ließ. Hornickel, sowie er das erneute gewaltige Gebrumm vernahm, fuhr wieder, wie behext, bis an die Nase unters Wasser.

„Es muß ein Hummelnest ausgekrochen sein," dachte er mit Schaudern. Bei diesem Gedanken stiegen seine Haare, trotz der Nässe, von neuem empor.

Bachmann, den Hornickel's Tauchübungen nicht wenig belustigten, ließ immer neue Hummel ein, bis seine Schachtel gänzlich geleert war und den mehr todten als lebendigen Wassermann nicht weniger denn acht schwarze Husaren umschwärmten, die ein wahrhaft höllisches Gebrumme verursachten. Da diese acht schwarzen Chorsänger fast ausschließlich nur die aus dem Wasser ragende Halbkugel von Hornickel's Kopfe umschwirrten, so blieb Letzterem nichts übrig, als beständig zu schütteln und wo möglich eine häusliche Niederlassung der Hummeln zu verhindern. Hornikkel mit seinem nassen Kopfe fortwährend hin- und widerfahrend und schüttelnd, begriff gar nicht, wie das werden sollte. Er konnte doch nicht sein Lebelang im Bade sitzen. Und wenn er über die gewohnte Zeit ausbliebe, würde man nicht kommen, ihn zu suchen, in der Besorgniß, daß ihn der Schlag gerührt oder daß sonst ein Unfall im Bade ihn betroffen? Wenn man die Thür gewaltsam erbräche, ihn unter den Hummeln sitzen fände, ihm beispringen wollte und eine Entdeckung machte — der Gedanke hieran preßte ihm selbst im Bade den Angstschweiß aus.

„Auf diese gräßliche Entdeckung," dachte er, „kann ich's nicht ankommen lassen, selbst auf die Gefahr

hin, daß mich die Hummeln anfallen und ich von ihren Stichen wie ein Pfannkuchen aufschwelle."

Als das unerträgliche Gesumm und zwar in nächster Nähe von Hornickel's halb mit Wasser angefüllten Ohren auch gar kein Ende nehmen wollte — im Gegentheile immer dringlicher und drohender wurde, überkam den Badenden endlich die stille Wuth. Er fuhr wie rasend auf und warf ganze Wasserbäume gegen die Hummeln. Diese wurden durch diesen Angriff höchst unangenehm berührt und suchten sofort Rache zu üben. Die eine griff Hornickel'n unmittelbar von vorn an und versetzte seiner Nase einen der zornigsten Stiche. Das Gesicht, das Hornickel bei diesem Stiche machte, war unbeschreiblich. Er fuhr konvulsivisch mit beiden Händen nach dem Stecher, ohne desselben habhaft zu werden. Er wollte eben seine verwundete Nase reiben, als sowohl im Rücken, wie auf der Achsel gleich zornige Stiche erfolgten.

Hornickel stürzte sich konvulsivisch wieder ins Wasser, um die schwarzen Mörder zu ersäufen. Aber diese ließen sich nicht mithinabziehen, sondern umsummten von neuem das halb aus dem Wasser ragende, verzweifelnde Gesicht. Bereits begann seine Nase zu schwellen und auch auf Rücken und Arm wuchsen kleine, höchst schmerzhafte Hügel empor, während der

Schwarm noch immer stechlustig ihn umsummte. Das war mehr, als ein Mensch zu ertragen vermag. Der Gepeinigte fuhr wieder empor, griff in der Verzweiflung nach dem Stiefelknecht, und es begann ein ebenso charakteristischer, wie origineller Kampf: Hornickel war kein Mensch mehr und schonte nicht mehr. Je mehr er Stiche bekam, desto wüthiger ward er. Nach längerem Kampfe hatte er drei schwarze Brummer erlegt, die zerschmettert auf dem Wasser schwammen. Daß bei so schwerem Gefecht Hornickel alle nur möglichen Stellen seines Körpers dem von oben herabschauenden Beobachter preisgab, wird man bei den unterschiedlichen Stellungen und Schwenkungen, dem Neigen, Beugen, Hin- und Widerfahren, bald wieder zur Abkühlung ins Wasser Plumpen, nicht unwahrscheinlich finden.

Als Bachmann daher die Ratte entdeckte, erschrack er dermaßen, daß seine Füße den nöthigen Haltepunkt verloren und abrutschten. Um nicht jählings in die Tiefe und bei dem abschüssigen Ufer ins Wasser zu fallen, klammerte sich der Gymnasiast mit Todesverachtung an die Brettergarnitur, die rings um das Dach des Badehäuschens lief. Leider war dieses Holzwerk nicht fest genug, den ziemlich schweren Gymnasiasten zu tragen. Sie brach. Hornickel, in sei-

nem Hummelkampfe, wobei die Gewässer hoch aufrauschten, vernahm nichts von dem Geprassel. Bachmann befand sich in einer höchst kritischen Lage. Es blieb ihm nichts übrig, als weiter aufwärts zu klettern. Hängen bleiben, wie er eben hing, konnte er unmöglich, loslassen auch nicht. Also vorwärts, um über das Dach des Badehauses hinweg die gewaltigen, weitausreichenden Arme des majestätischen Nußbaumes zu erreichen. Vermöge einer ungemeinen Kraftanstrengung gelang es dem Gymnasiasten, sich bis auf das Dach emporzuarbeiten, unter welchem Hornickel einen wahrhaft diabolischen Lärm verführte. Es war ihm bereits gelungen, das Hummelheer über die Hälfte kampfunfähig zu machen und das niederträchtige Gebrumm vom Fortissimo auf Forte herabzusetzen. Eben hatte er sich, von seinen Anstrengungen erschöpft, wieder in die Flut geworfen, als ein höchst verdächtiges Knacken in der Gegend der Decke seine Aufmerksamkeit von den Hummeln ablenkte und der verdächtigen Stelle in der Decke zuwandte. Es blieb indeß ruhig und Hornickel gewann wieder Muße, in der Vernichtung seiner schwarzen Feinde fortzufahren. Er wüthete eben wieder unmenschlich mit Wasserbergen und Stiefelknecht, als unter Donnergeprassel ein Stück Decke einbrach und zwei Füße herabfuhren,

die niemandem anders angehörten, als dem Gymnasiasten Bachmann, dessen Oberkörper sich noch außerhalb des Badehauses befand. Das erste, was der entsetzte Hornickel beim Anblick dieser zwei strampelnden Beine vornahm, war, daß er sich im Nu wieder ins Wasser warf, um vor allen Dingen seinen Rücken zu decken. Bachmann gelang es endlich, seine Füße wieder an sich zu ziehen.

Er wollte soeben über das defekte wurmstichige Dach die Flucht ergreifen, als plötzlich die gesammte schwache Bretterlage zusammenbrach und sammt dem erschrockenen Primaner hinab zu Hornickel ins Bad stürzte. Letzterer war mehr todt als lebendig und auch Bachmannen das unfreiwillige Bad außerm Spaße. Die Erkennungsszene, die jetzt zwischen den beiden Landsleuten stattfand, war außerordentlich; doch würde es zu weit führen, sie ausführlich zu beschreiben.

Hornickel'n ließ es vor allen Dingen keine Ruhe. Er mußte wissen, ob Bachmann hinsichtlich der Ratte in Kenntniß gesetzt sei. Das darüber angestellte Examen ließ zu Hornickel's Entsetzen keinen Zweifel übrig. Bachmann mußte also mit heiligem Ehrenworte wohl an die zehnmal betheuern, das Geheimniß heilig und unverbrüchlich zu bewahren.

„Ich gelobe feierlichst, Herr Hornickel," hatte